

29. MÄRZ 2026
NUMMER 7

KirchenZeitung

KATHOLISCHES MAGAZIN FÜR DAS BISTUM HILDESHEIM

WWW.AUSSICHT.ONLINE

Vom Dunkel ins Licht

Was wir von Menschen lernen können,
die Jesus in der Passion begleiten

Seiten 10 – 15

Aus unserem Programm

Jakobswege – Pilgern vor der Haustür

Es muss nicht immer Spanien sein: Vorstellung der zahlreichen Jakobswege in der Heimat sowie weiterer attraktiver Pilgerwege im deutschsprachigen Raum. Vom Entstehen eines Weges, dem Vergnügen des Pilgerns, mit Wegbeschreibungen, hilfreichen Tipps zum Übernachten sowie zum Pilgern mit dem Rad.

144 Seiten, mit zahlreichen Fotos, Karten, Übersichtskarten und Tipps,
Softcover, Format: 297 x 230 mm, ISBN 978-3-946777-27-4

12,95 €



Jakobsweg – Aufbruch nach Santiago

Kompaktes Wissen rund um den Jakobsweg: Vorstellung verschiedener Wege in Spanien nach Santiago, mit den schönsten Plätzen und Orten, stimmungsvollen Bildern, Reportagen und viel Hintergrundwissen. Für alle, die das Abenteuer Jakobsweg in Spanien planen oder bereits erlebt haben und Lust verspüren, erneut aufzubrechen!

144 Seiten, mit zahlreichen Karten, Infos, Tipps und Fotos,
Softcover, Format: 297 x 230 mm, ISBN 978-3-946777-16-8

9,80 €

Jakobswege – Pilgern auf Französisch

Unser schönes Nachbarland lädt zum Pilgern ein. Traumhafte Bilder zeigen Wege entlang der Küsten, durch weite Ebenen oder über majestätische Berglandschaften.

Mit Wissenswertem zu Legenden, den historischen Wegen, Pilgerherbergen und zum Radpilgern, so geht es bestens vorbereitet ins Pilgerparadies!

144 Seiten, mit zahlreichen Karten, Fotos, Tipps und Hintergrundwissen,
Softcover, Format: 297 x 230 mm, ISBN 978-3-946777-38-0

14,95 €



Mein Weg – meine Reise

Mehr als ein Tagebuch: Wegbegleiter, Inspirationsquelle, Reflexionshilfe. Das 21-Tage-Journal lädt zu einer bewussten Reise zu sich selbst ein, beim Spaziergang, Pilgern oder mitten im Alltag. Inklusive kostenfreier App!

5 Einführungstexte, 168 Seiten,
Leinen-Einband, mit Lesebändchen

ISBN 978-3-946777-39-7

19,95 €



pilger
verlag





Foto: kna/Theo Barth

OSTERFEUER

Die Kraft des Lichts

Wenn alle Messen gefeiert, alle Eier gefunden, alle Lammbraten verspeist sind, dann ist für viele Menschen das Osterfest noch lange nicht vorbei. Abends, wenn es dämmt, treffen sie sich mit Freunden, Nachbarn, Bekannten auf Äckern um die Ecke. Stehen im Kreis zusammen, trinken Wasser, Cola, Bier – und schauen auf das Feuer, das in ihrer Mitte lodert. Hören, wie die Zweige darin knistern. Riechen den Rauch. Fühlen die Wärme. Spüren, welche Kraft das Osterfeuer hat. Und merken, wie wunderbar es ist, wenn das Licht übers Dunkel siegt. Wie wäre es, wenn wir diesen Gedanken mit in den nachösterlichen Alltag nehmen – und über-

legen, wie wir den Zauber des Osterfeuerabends weitertragen können?

Jede und jeder von uns kennt Menschen, deren Leben gerade dunkel und kalt ist. Weil sie um einen verstorbenen Angehörigen trauern, weil sie krank oder einsam sind, arbeitslos oder voller Angst. Wir können ihnen Licht und Wärme schenken. Durch ein Wort, ein Lächeln, eine Umarmung. Wer weiß, vielleicht fühlt sich das für sie sogar ein klitzekleines bisschen nach Auferstehung an.

// ANDREAS LESCH

GOTT UND DIE WELT

6 Kirche und Welt
Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier erklärt in einem Gastbeitrag, wie er ehrenamtliches Engagement stärken will

10 Schwerpunkt
Bei Jesu Passion sind viele Menschen dabei. Was haben sie uns heute zu sagen?

18 Kirche und Welt
Vor 25 Jahren kam in Deutschland der erste Harry-Potter-Film ins Kino. Seine Botschaft ist christlich



Gefeierter Klassiker:
ein Harry-Potter-Film
in einem Freiluftkino

22 Kirche und Welt
Wie offen sollten am Grab und im Trauergespräch schlechte Seiten des Verstorbenen benannt werden?

Die nächste
Ausgabe erscheint
am 12. April.

BLICK IN DEN NORDEN

28 Osnabrück
Da kommt noch was: Wie man die Kar- und Ostertage gestalten kann

34 Hildesheim
Aber erstmal leben sie: Im Hospiz in guten Händen

38 Hamburg
Was sagt die Kirche zu dem Angriff auf den Iran?

17 Im Norden. Kirche und Welt
Kaum Jesus im neuen Religionsunterricht? Was daran stimmt

20 Im Norden. Begegnet
Im Emsland: Gute Begleitung für ein Sterben in Würde

57 Im Norden. Kultur
Morde an jüdischen Menschen: Ausstellung in Esterwegen

60 Im Norden. Leben
Zeitumstellung: Wie gingen die Menschen der Bibel mit Zeit um?

GLAUBENSLEBEN

42 Glaubenswege
Manuela Brocksieper forscht im Eis der Arktis und leitet ein Stadtteil-Café in Bremen

44 Lesungen der ersten Woche
Darstellungen, in denen Gottvater seinen toten Sohn im Schoß hält, sind selten. Warum?

48 Lesungen der zweiten Woche
„Gott erschuf den Menschen als sein Bild“, heißt es im Buch Genesis. Worin genau besteht diese Ebenbildlichkeit?

53 Glaubenswissen
Anfrage: War Jesus frei?

54 Glaubensleben
Ein Pfarrer erzählt, warum seine Gemeinde eine Osternacht für Kinder erfunden hat

ANGEMERKT

„Das ist heute ...“

Vorsicht mit Superlativen, sie können sich leicht abnutzen. Mit Blick auf die uns bevorstehende Woche ist ein Superlativ aber erlaubt: Es sind die wichtigsten Tage in unserem Leben: wenn wir Jesus Christus am Palmsonntag beim Einzug in Jerusalem begleiten, ihm zujubeln als dem König, der auf einem Esel dahergeritten kommt. Wenn wir bei ihm sind, wie er auf den alles entscheidenden Gründonnerstag und den Karfreitag zugeht. Wenn er qualvoll am Kreuz stirbt – um drei Tage später vom Vater auferweckt zu werden.

Das alles ist kein Theater, wir spielen nicht ein Stück nach, das vor 2000 Jahren begonnen hat. „Das ist heute ...“ wird am Gründonnerstag im Hochgebet hinzugefügt, um klarzumachen: Wir sind mittendrin. Auf den Seiten 10 bis 15 versetzen wir uns in einige der Menschen, die damals dabei waren. Wir fragen: Wie haben sie die Szene wahrgenommen? Was haben

sie gefühlt? Diese Fragen – auf Maria Magdalena, Petrus oder Judas gemünzt – gehen auch an uns selbst. Wie hätte ich mich verhalten? Wann bin ich überzeugt, dass die Auf-

»Ich wünsche Ihnen, dass Sie Ostern laut jubeln können.«

erstehung von den Toten wirklich stattgefunden hat? Welche Rolle spielt das alles in meinem Leben? Letztlich: Wer ist Jesus Christus für mich?

Mit dieser Ausgabe möchten wir Sie dabei unterstützen, die Kar- und Ostertage bewusst zu erleben. Sei es mit anderen zusammen in der Kirche, sei es daheim am Hausaltar. Ich wünsche Ihnen, dass die Feier der Liturgie Ihr Leben bereichert, dass Sie einen Sinn in allem entdecken, um in der Osternacht laut zu jubeln. Weil Sie sagen können: „Mein Erlöser lebt!“

// MATTHIAS PETERSEN, OSNABRÜCK

aussicht.online

Sie möchten unser Magazin abonnieren oder verschenken? Unter aussicht.online/abo finden Sie verschiedene Möglichkeiten – von der kostenlosen Leseprobe bis zum Jahresabo.



Foto: Matthias Schatz

SPEKTRUM

58 Kultur
Christine Aka erforscht, warum Unfallkreuze für Hinterbliebene so wichtig sind

63 Medien
Les Misérables kommt in einer neuen Verfilmung ins Kino – sie veranschaulicht das Evangelium



Der Archäologe Kay-Peter Suchowa hat im Hamburger Stadtteil Harburg Pilgerzeichen aus dem späten Mittelalter ausgegraben. Sie stammen von Menschen, die auf ihrem Weg zu Wallfahrtsorten dort die Elbe überquerten.

Titelbild: Esther Hermann



Seltene Darstellung: Gottvater mit seinem toten Sohn

Foto: Bayerisches Nationalmuseum/Walter Häberland

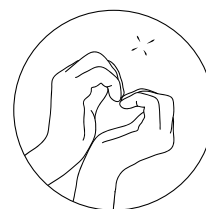
44



Fotos: kna/Harald Oppitz; Portraibild: Bundesregierung/Stefen Kugler; Illustrationen: istockphoto/StartStock



Ehrenamt tut gut



Viele Menschen bereichern durch freiwilliges Engagement unser Land. Gläubige sind besonders aktiv. Um das Ehrenamt zu würdigen und zu stärken, ruft Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier einen bundesweiten Mitmachtag aus. In diesem Gastbeitrag erklärt er, warum ihm das Thema so am Herzen liegt.



Liebe Leserin, lieber Leser,

vermutlich können viele von Ihnen die Zahl der Kuchen kaum noch zählen, die Sie für Gemeindefeste gebacken haben, genau wie die vielen Stunden, an denen Sie am Grillstand schon im Einsatz waren. Ob es Chorproben sind, Besuche im Seniorenheim, das Verteilen des Gemeindebriefs, die Begleitung von Geflüchteten, die Kinderfreizeit in den Ferien oder viele, viele Sitzungen der Gremien – Kirche ohne Ehrenamtliche, das wäre so wie ein Brunnen ohne Wasser. Erst das Engagement der Gemeindemitglieder macht Kirche wirklich lebendig und schafft Gemeinschaft. Und Sie wissen: Auch wenn man abends manchmal erschöpft ins Bett fällt – es ist ein gutes Gefühl, sich für

diese Gemeinschaft einzusetzen. Ehrenamt tut gut – anderen Menschen, und auch den Ehrenamtlichen selbst.

Kirchenmitglieder sind im Übrigen in besonderem Maße ehrenamtlich aktiv. Das ist jetzt auch statistisch erwiesen. Sie sind damit ein Vorbild für die ganze Gesellschaft.

Denn so wie Kirche freiwilliges Engagement braucht, so braucht es unsere Demokratie auch. Demokratie lebt davon, dass sich die Bürgerinnen und Bürger für das Fundament unserer Demokratie, das Grundgesetz, einsetzen. Zur Feier unserer Verfassung rufe ich deshalb am 23. Mai den Ehrentag aus – einen deutschlandweiten Mitmachtag zum Geburtstag des Grundgesetzes. Gemeinsam

packen alle für ein paar Stunden mit an, um unser Land ein bisschen besser zu machen – unter dem Motto: Für dich. Für uns. Für alle.

Sie alle, die Sie sich bereits engagieren, können dabei Ihre wertvolle Erfahrung einbringen. Und Sie können viele andere Menschen ermutigen mitzumachen. Am Ehrentag haben auch Sie, die bisher vielleicht noch nicht das Richtige für sich gefunden hatten, ganz viele Möglichkeiten, sich auszuprobieren. Mit Aktionen im ganzen Bundesgebiet soll am Ehrentag sichtbar werden, worum es geht: Die Werte

unseres Grundgesetzes sind kein abstraktes Versprechen, sondern wir füllen sie durch konkretes Handeln jeden Tag mit Leben. Der Ehrentag bietet die Chance, Ihre wert-

*»Stärken wir
gemeinsam, was uns
verbindet!«*



Foto: Istockphoto/Piero Facci

In der Kirche engagieren sich viele – ob als Messdiener, Pfarrgemeinderatsmitglied oder Seniorenbetreuerin, ob beim Pfarrfest, bei der Tafel oder im Chor.



volle Arbeit in einen größeren Zusammenhang zu stellen, sich zu vernetzen und neue Freiwillige zu gewinnen. Gemeinsam mit Tausenden anderen im ganzen Land zeigen Sie, wie vielfältig Engagement und Ehrenamt in Deutschland sind.

Nutzen Sie diesen besonderen Tag! Werden Sie Teil des bundesweiten Ehrentags und greifen Sie auf Ihren reichen Erfahrungsschatz zurück: Öffnen Sie Ihre Gemeinderäume für Menschen aus der Nachbarschaft – laden Sie zum gemeinsamen Streichen und Gestalten der Kita ein oder bieten Sie Ihren Gemeindesaal für ein Nachbarschaftscafé oder einen Flohmarkt an. Organisieren Sie einen Nachmittag zum Bücher sortieren in der Gemeindebibliothek. Solche Begegnungen schaffen Brücken – und wer weiß, vielleicht entdeckt der ein oder andere dabei, dass Kirche ein offenes Haus ist. Nutzen Sie die Möglichkeit, neue Mitstreiterinnen und Mitstreiter zu finden und helfende Hände

zu gewinnen, die Ihre Arbeit unterstützen – oder sogar neue Initiativen anstoßen.

Mir ist es ein großes Anliegen, den Verfassungstag zu einem lebendigen Tag zu machen, zu einem Tag, der begeistert, der Spaß macht und möglichst viele Menschen zusammenbringt. Wir wollen mit dem Ehrentag zeigen: Diese Demokratie ist unser aller Anliegen. Wir tragen gemeinsam Verantwortung! So entsteht Zusammenhalt in unserer Gesellschaft. So wird aus vielen einzelnen Stimmen ein kraftvoller Chor für die Demokratie. Stärken wir gemeinsam, was uns verbindet!

Daher rufe ich Sie alle auf: Machen Sie mit am Ehrentag! Lassen Sie Ihr Engagement vor Ort an diesem besonderen Tag leuchten, damit noch viel mehr Menschen ehrenamtlich aktiv werden und – ob innerhalb oder außerhalb der Kirche – Gemeinschaft erleben.

Frank-Walter Steinmeier

DER EHRENTAG

Für dich. Für uns. Für alle.

Deutschlandweit – am 23. Mai Demokratie lebt vom Mitmachen! Rund um den Geburtstag unseres Grundgesetzes kommen Menschen in ganz Deutschland zusammen, um gemeinsam für das Gemeinwohl aktiv zu werden. Im Zeitraum vom 16. bis 31. Mai laden Privatpersonen, Vereine, Kommunen und Unternehmen ehrenamtlich zu großen und kleinen Aktionen ein, die Spaß machen – und unser Miteinander stärken.

Ideen, Informationen sowie allerhand Hilfreiches, um Mitmach-Angebote zu finden, zu planen, zu bewerben und umzusetzen, gibt es hier: www.ehrentag.de

Neue Kirchenzeitung Hamburg

Am Mariendom 5
20099 Hamburg
Telefon: 040 24877 - 111
redaktion@
neue-kirchenzeitung.de
www.neue-kirchenzeitung.de
Aboservice:
Telefon 0541 318 - 609
aboservice@kirchenbote.de

Kirchenzeitung Hildesheim

Telefon: 05121 307-864
info@kiz-online.de
www.kiz-online.de
Aboservice:
Telefon 0541 318 - 6777
E-Mail: leserservice@
bistumspresse.de

Kirchenbote Osnabrück

Telefon 0541 318 - 625
redaktion@kirchenbote.de
www.kirchenbote.de
www.instagram.com/
kirchenbote_os/
Aboservice:
Telefon 0541 318 - 609
aboservice@kirchenbote.de

Ihre Meinung ist uns wichtig

Umgekehrt

Zum Beitrag über Christen und Muslime (Nr. 5), die am Aschermittwoch gemeinsam durch Braunschweig zogen.

In Ihrem Artikel schreiben Sie am Ende des ersten Absatzes: „... zu denen neben dem Christentum und dem Islam auch das Judentum zählt“. Aber umgekehrt wird ein Schuh draus: Neben dem Judentum auch das Christentum und der Islam.

Denn beide letztgenannten Religionen sind erst aus dem Judentum und seiner Glaubensüberlieferung erwachsen. Jesus ist Jude! Und der jüdische Gottesglaube, uns in der Thora überliefert, ist tausende Jahre älter als die christliche Bibel und nochmal 600 Jahre später der Koran. Soviel Achtung vor unseren älteren Glaubensgeschwistern sollte sein!

// HEINRICH STENZALY

Ich freue mich

Zur Beilage „Neue Messdiener“, die in der Nummer 6 im Bereich des Bistums Osnabrück erschienen ist:

Die Beilage mit dem Titel „Zusammen“ hat mich sehr berührt. Wenn ich in die Gesichter der neu in den kirchlichen Dienst am Altar aufgenommenen Messdiener und Messdienerinnen blicke, dann freue ich mich über das Engagement der Kinder für unsere christliche Gemeinschaft. Kindern und Jugendlichen den Einsatz für kirchliche Dienste nahezubringen, erfordert besonderen persönlichen Einsatz der Betreuerinnen und Betreuer. Die Aufgaben innerhalb des Gottesdienstes sind nicht zu unterschätzen. Messdienerinnen und Messdiener sind nicht nur schmückendes Beiwerk am Altar. Nein, sie stehen dort stellvertretend für

die ganze Gemeinde. Ich bin in unserer Kirchengemeinde ausgebildeter Wortgottesdienstleiter und freue mich stets, wenn ich in "meinem" Gottesdienst Messdienerinnen und Messdiener mit um den Altar stehen habe. Das gibt mir ein Gefühl der Sicherheit. Wenn es uns gelingt, die jungen Leute für den Dienst im kirchlichen Gemeindeleben zu begeistern, dann bin ich überzeugt davon, dass die frohe Botschaft, die Jesus uns verkündet hat, nicht verpufft.

// GEORG KAISER,
OSTERCAPPELN

Korrektur

Im Beitrag zum Misereor-Fastentuch (Nr. 5, Seite 60) ist eine falsche Künstlerin genannt. Das Fastentuch hat Konstanze Trommer geschaffen. Wir bitten um Nachsicht.

— ANZEIGE —

Gute Botschaft zu OSTERN

Der Themenschwerpunkt zum Fest

JETZT ENTDECKEN:
www.aussicht.online/tag/ostern

IMPRESSUM

Neue Kirchenzeitung Hamburg

Magazin für das Erzbistum Hamburg, Herausgeber: Der Erzbischof von Hamburg

Kirchenzeitung Hildesheim

Magazin für das Bistum Hildesheim, Herausgeber: Der Bischof von Hildesheim

Kirchenbote

Magazin für das Bistum Osnabrück, Herausgeber: Der Bischof von Osnabrück

Verlag

Kirchenbote für das Bistum Osnabrück
Verlagsleiter und Chefredakteur: Ulrich Waschki

Redaktion für das Erzbistum Hamburg
Andreas Herzig

Redaktion für das Bistum Hildesheim
Edmund Deppe

Redaktion für das Bistum Osnabrück
Matthias Petersen (stellvert. Chefredakteur), Petra Diekmünchow, Andrea Kolhoff, Anja Sabel, Astrid Fleute

Zentralredaktion der Verlagsgruppe Bistumspreise
Andreas Lesch (Chef vom Dienst), Barbara Dreiling, Susanne Haverkamp, Kerstin Ostendorf, Andreas Kaiser (Berlin)

Anschrift für Verlag und Zentralredaktion:

Schillerstraße 15,
49074 Osnabrück
Telefon 0541 318-626

Anzeigenverwaltung
Osning Medien GmbH
Telefon: 05401 83737-0
Telefax: 05401 83737-29

info@osning-medien.de
zurzeit gültige Anzeigenpreislite vom 15. Februar 2024

Mitglied der Konpress-Medien eG
www.konpress.de

Freiwillige Auflagenkontrolle durch die IVW.
ISSN 1431 – 5637

Technische Herstellung:
Bonifatius GmbH, Paderborn

Erscheinungsweise: 14-täglich
Bei Nichtlieferung ohne Verschulden des Verlages besteht kein Entschädigungsanspruch. Für unverlangt eingesandte Fotos und Texte wird keine Haftung übernommen.





Foto: kna/CPA/Alessia Gulliani

Souvenir und Gebetsgegenstand: Rosenkränze begleiten Menschen oft ein Leben lang.

Wohin mit den Sachen?

Zum Artikel „Mehr als alter Kram“ (Nummer 3/1. Februar):

Ich danke für den Artikel, er war sehr interessant. Dazu möchte ich noch ergänzen, dass meines Wissens die Möglichkeit besteht, religiöse oder andere kleine Gegenstände dem Verstorbenen mit in den Sarg zu legen. Wenn ich mich richtig erinnere, wurden meiner Oma ihr Gebetbuch und ihr Rosenkranz, beides von ihr sehr viel benutzt, mit in ihren Sarg gelegt.

// ANDREAS ROTHKEGEL,
WOLFSBURG

Braucht es einen Segen?

Zur Anfrage „Der Segen vor dem Evangelium“ (Nummer 3/1. Februar):

Als Lektor habe ich einen Auftrag im liturgischen Dienst übernommen. Wenn ich zum Altar gehe, mich verbeuge, empfinde ich mich als gesegnet. Der Pfarrer weiß, dass ich meinen Auftrag angemessen und würdig tue. Als Kommunionhelfer stehe ich am Altar, während der Priester die gebrochene Hostie hochhält, und fühle mich gesegnet durch dieses Ritual.

Die Segnung des Diakons vor dem Evangelium ist ein altes Ritual. Das Gleiche geschieht

auch, wenn etwa der Bischof anwesend ist und dem Ortspfarrer den Segen vor dem Evangelium erteilt. Es weist für mich auf die hierarchische Struktur unserer Kirche hin.

Wenn unsere ausgebildeten Frauen und Männer die Wortgottesfeier leiten, gibt es niemanden, der sie vorher segnet. Wir Lektoren und Kommunionhelfer versehen unseren Dienst mit der angemessenen Würde. Und am Ende des Gottesdienstes bekommen alle, mit oder ohne Pfarrer, den Segen für den Tag und die Woche – und den halte ich für den wichtigsten.

// HUBERT MÜHLBAUER,
GRIESHEIM

Jesus, vom Heiligen Geist gezeugt

Reaktion auf einen Leserbrief (Nummer 5/1. März)

Ich widerspreche den im Leserbrief enthaltenen Äußerungen, Josef sei der Vater Jesu „dem Fleische nach“, auf das Entschiedenste! Im Nicänischen Glaubensbekenntnis steht eindeutig: „Und an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes

eingeborenen Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit: Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater, durch ihn ist alles geschaffen. Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel gekommen, hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden.“ Das ist unser Glaube!

Josef hat auf Weisung des Engels Maria als seine Frau zu sich genommen, weil er gerecht und Gott gehorsam war, wie in Mt 1,18–25 nachzulesen ist. In den Augen der Menschen galt Jesus daher als Sohn Josefs. Natürlich entstammt Jesus dem Volk Israel dem Fleische nach, denn Maria hat ja dem Volk Israel angehört. Sie hat Jesus aber vom Heiligen Geist, nicht von Josef empfangen.

Wir können nicht eigenmächtig die Heilige Schrift anders interpretieren. Wir können nicht Glaubenswahrheiten nach unserem Willen darstellen! Gott ist nichts unmöglich – auch wenn es unsere Verstandeskraft übersteigt!

// BRIGITTE BAYER,
SELIGENSTADT

Konflikt um Suizidbeihilfe

Zur Meldung „Zahl der Suizidbeihilfen steigt“ (Nummer 4/15. Februar):

Der statistische Aufwärtstrend schreckt uns, aber verwundet nicht, da Prominente, wie zuletzt die Kessler-Zwillinge, andere motivieren, Selbsttötung zu propagieren oder für selbstverständlich zu halten. Ich erinnere mich an eine TV-Sendung, in der das Publikum über das unbegründete Verlangen nach Suizidbeihilfe abstimmte – und mit überwältigender Mehrheit eine Art Naturrecht postulierte. Der Jurist zeigte die offene Tür dazu, der Moralthologe kam mit seinen metaphysischen Argumenten schlecht weg.

Die ethischen Konflikte fangen nicht mit einem Verbot von Sterbehilfe-Agenturen an, sondern stellen unser gesellschaftliches und persönliches Ethos auf den Prüfstand, auch ohne Rückbezug zu einem Gott: Lässt sich die Durchsetzung des Suizidwunsches überhaupt verantworten? Vor meinen Nächsten? Vor der Gesellschaft? Vor den moralischen Konflikten für die Helfer? Vor sich selbst? Das Hauptmotiv für diese Tat sehe ich in dem unwidersprochenen Recht des Einzelnen, sein gesamtes Leben selbst bestimmen zu wollen und zu dürfen, als Beweis der (Voll-)Mündigkeit und als angebliches Vorrecht der Person schlechthin.

Die Auseinandersetzung mit solchen ungelösten Fragen verdient Vertiefung!

// HARALD GRIMM, MÜNCHEN



IHRE MEINUNG IST GEFRAGT

Zuschriften bitte an die Adresse Ihrer Kirchenzeitung oder per E-Mail an leserbriefe@bistumspress.de. Leserbriefe geben die Meinung des Verfassers wieder. Die Redaktion kann Kürzungen leider nicht immer vermeiden.

PERSONEN DER PASSION

Auf Jesu Weg von Palmsonntag bis zum Ostermorgen sind zahlreiche Menschen dabei. Über manche von ihnen wissen wir viel, über andere weniger. Was mögen sie gedacht und gefühlt haben? Und was haben sie uns heute zu sagen?

Er lässt sich vom Jubel mitreißen

Herrje, war das eine Stimmung da draußen! Immer mehr Menschen sammelten sich an der Straße. Sie redeten, jubelten, klatschten. Einer rief: „Schaut! Da kommt er!“ Der Mann drinnen wurde neugierig. Er stand auf, ging raus und stellte sich mitten in die Menge hinein. „Was ist dieser Jesus wohl für einer?“, fragte er sich. „Wie sieht er aus, wie tritt er auf?“ Freunde hatten ihm erzählt, er könne Blinde wieder sehen und Lahme wieder gehen lassen. Und jetzt ritt dieser Jesus in Jerusalem ein. Wie ein Triumphator. Ob die Römer sich das gefallen lassen würden?

Jesus kam näher. Der Mann hörte, wie die Menschen „Hosanna“ riefen, lauter und lauter. Er sah, wie sie Palmzweige und Kleider auf den Weg legten, um Jesus zu huldigen. Und wie sie vor Freude strahlten. Einer fiel ihm spontan um den Hals. Der Mann spürte, wie gut das tat: anderen nahe zu sein – und mit einer Menge zu verschmelzen. War er nicht wirklich großartig, dieser wundersame Menschenfreund Jesus? Und könnten sie alle mit ihm als Anführer nicht viel Gutes bewirken? Ohne lange nachzudenken, stimmte er in den Chor ein: „Hosanna! Hosanna!“

AUS DEM VOLK

Was er damals erlebt hat, das kennen wir auch heute: Da sind Menschenmengen, die etwas bewegen wollen – und wir überlegen, ob wir mitmachen sollen. Zum Beispiel die Klimaschützer von Fridays for Future. Oder die Demonstrationen gegen die rechtsextreme AfD nach den Enthüllungen über Pläne zur massenhaften Vertreibung von Menschen aus Deutschland. Oder die spontanen Hilfsaktionen für die Ukraine nach dem Beginn der russischen Invasion.

Je mehr Menschen sich von einer Bewegung des Guten begeistern lassen, umso kraftvoller wird sie. Sicher ist es sinnvoll, nicht blind mitzu-

laufen, sondern weiterzudenken: Was, wenn die erste Euphorie vorüber ist? Was, wenn Gegenwind kommt? Was, wenn der Alltag zurückkehrt? Aber sicher ist es auch gut, nicht nur auf seinen Kopf zu hören, sondern seinem Bauchgefühl zu vertrauen. Und erst mal mit anzupacken. Der Rest, der findet sich schon.

// ANDREAS LESCH

PETRUS

Er ist von Jesu Rede überfordert

Die ganze Zeit hatte er schon so abwesend gewirkt, dachte Petrus. Er blickte zu Jesus herüber. Kaum ein Wort hatte er zu den Jüngern gesprochen, still sein Brot gegessen. Irgendetwas lag in der Luft. Dabei hatten er und Johannes sich solche Mühe gegeben, den Raum für das Paschafest gut vorzubereiten. Die Speisen hatten sie zubereitet, die Sitzkissen ausgeklopft, die Kerzen entzündet. Alles sollte stimmig sein. Aber so fühlte es sich an diesem Abend nicht an.

Auf einmal sprang Jesus auf, legte sein Gewand ab, nahm sich ein Leinentuch und eine Schüssel Wasser und kniete vor den anderen Jüngern nieder. Die machten große Augen. „Was soll das nun werden?“, fragte sich Petrus. Da begann Jesus, den Männern ihre Füße zu waschen. Nein, das geht nun wirklich nicht, dachte er sich und sagte laut: „Du, Herr, willst mir die Füße waschen?“ Auf keinen Fall, das würde er nicht zulassen. Jesus war sein Vorbild, er vertraute ihm, verehrte ihn. Niemals sollte er seine staubigen Füße anfassen müssen.

Jesus sagte ihm, dass er nur so Anteil an ihm haben könne. „Was soll das denn schon wieder heißen?“, dachte sich Petrus. Natürlich wollte er zu Jesus gehören. Schließlich hatte er sein früheres Leben aufgegeben, um ihm zu folgen. Da reichten dann aber nicht nur die Füße, dann sollte Jesus ihn ganz waschen. Er wollte ein Teil von ihm sein – mit Haut und Haaren. Er rückte näher zu ihm heran. Doch Jesus schüttelte den Kopf. Es ging ihm nicht um das Waschen. Wer aus dem Bad komme, der sei rein, sagte Jesus. Und redete sich in Rage: Die Jünger seien rein, aber nicht alle. Sie sollten sich ein Beispiel an ihm nehmen und einander die Füße waschen. Er sprach von Sklaven und Herren, von Hierarchien, die aufgebrochen werden. Petrus schien von dieser Rede überfordert zu sein. Er und die Jünger blickten einander ratlos an.

Wie geht es uns mit dieser Bibelstelle? Brechen wir Hierarchien in unserem Leben auf? Helfen wir einander? Schenken wir dem Obdachlosen auf der Straße einen Kaffee oder ein Lächeln? Unterstützen wir Geflüchtete, wenn sie neu in unserer Stadt sind? Sind wir da für die Schwachen und Hilflosen in unserer Gesellschaft? Dann haben wir Jesu Botschaft verstanden.

// KERSTIN OSTENDORF

JUDAS

Er glaubt und gerät doch auf Abwege

Judas ging an der Spitze des Trupps durch die Dunkelheit. Hinter ihm die Soldaten mit Schwertern und Knüppeln. Zwischen den Ölbäumen stand Jesus und sprach mit seinen Jüngern. Die Stimmung schien angespannt zu sein. Seit sie in Jerusalem angekommen waren, lag Unheil in der Luft. Judas ging auf Jesus zu und sagte: „Sei gegrüßt, Rabbi.“ Dann küsste er ihn. Das war das verabredete Zeichen. Doch bevor die Soldaten Jesus festnahmen, sagte dieser: „Freund, dazu bist du gekommen?“ Das Wort fuhr Judas in die Knochen: „Freund“.

Judas war von Anfang dabei. Er gehörte zum Kreis der Zwölf, der engsten Jüngerschar. Er hatte gesehen, wie Jesus Wunder tat und wie er den Auftrag empfangen hatte, das Himmelreich zu verkünden. Judas glaubte an Jesus. Doch vielleicht hatte er sich alles anders vorgestellt – und gehofft, dass Jesus das Volk Israel befreien würde. Jesu Worte klangen umstürzend. Doch immer wieder ahnte Judas: Jesus meint es anders. Er will die Welt nicht mit Waffen bezwingen. Er setzt auf Einsicht, Liebe und Mitgefühl.

War es die Enttäuschung, die Judas dazu brachte, Jesus auszuliefern? Vielleicht dachte er auch, dass Jesus nur unter Druck geraten müsse, um endlich seine Macht auszuspielen. Wer weiß, wenn er erst mal mit dem Tod bedroht ist, wird er wohl losschlagen? Manche sagten später, Judas war vom Teufel besessen. 30 Silberlinge erhielt er für den Verrat. So viel, wie ein Gutsherr als Schadensersatz für einen getöteten Sklaven erhielt.

Jesus wusste doch, was Judas vorhatte. Beim Paschamahl hatte er angekündigt, dass einer der Jünger ihn verraten werde. „Bin ich es etwa, Rabbi?“, hatte Judas ihn gefragt. „Du sagst es“, war Jesu Antwort. Und noch immer nannte Jesus ihn, den Verräter, einen Freund. Was Judas ausgelöst hatte, war nicht mehr zu stoppen. Später hörte Judas, dass die Römer Jesus zum Tod am Kreuz verurteilt hatten. Er wollte das Blutgeld loswerden, sich nicht auch noch am Tod des Meisters bereichern. Doch die Hohepriester verspotteten ihn, nahmen das Geld nicht zurück. Für sie war der Handel perfekt.

Judas war ein gebrochener Mann. Jemand, der glaubte und dann doch auf Abwege geriet. Der vielleicht aus guter Absicht das Falsche tat. Dabei hätte Jesu Zuspruch – seine Liebe, sein Vorbild, sein offenes Ohr – ihn retten und aufrichten können. So wie das auch uns gilt.

// ULRICH WASCHKI

Sie kann ihren Mann nicht mehr anschauen

Ihre jüdische Dienerin hatte ihr schon eine ganze Zeit lang von einem Wanderprediger erzählt, von dem sie gehört hatte. Aus Galiläa soll er gekommen sein und früher mal als Handwerker gearbeitet haben. In ganz Jerusalem spreche man über ihn, hatte sie gesagt. Er soll Kranke gesund machen, Blinde sollen sehen können und Lahme gehen.

Er soll gesagt haben, dass die Armen bei Gott reich seien und dass sie im Himmelreich die ersten sind. Schön wär's, dachte die Frau! Aber immerhin: Endlich interessiert sich jemand für die ganzen Unglücklichen in diesem Land! Ihr Mann tat es jedenfalls nicht, obwohl er Präfekt von Judäa war.

Eines Nachts träumte sie von diesem Prediger. Sie sah ihn von weitem, dann sah er sie. Er machte keine abfällige Geste, wie manche Schriftgelehrte gegenüber Römern. Er lächelte und lud sie in seinen Kreis ein. Doch bevor sie näherkommen konnte, hielt Pilatus sie zurück und die Diener der Priester packten den Mann und schleppten ihn ab wie einen Kriminellen.

Dann wachte sie auf und bemerkte, dass es nicht nur ein Traum war. Die Priester hatten den Wanderprediger tatsächlich in ihrer Gewalt. Sie zerrten ihn vor Pilatus und verlangten seine Hinrichtung. Das konnte sie nicht stillschweigend geschehen lassen.

Sie ging zu ihrem Mann, warnte ihn: „Pilatus, lass die Finger von ihm!“ Doch er hatte Angst vor den Priestern, ausgerechnet er, der Römer! Er ließ den Mann kreuzigen, obwohl er unschuldig war. Seitdem konnte die Frau ihren Mann nicht mehr anschauen. Sie sah in ihm nur noch den Manipulierbaren und Verschämten.

Die Zeit hat die Angst der Menschen nicht geheilt. Klar können wir heute unserem Gewissen folgen, aber es kostet Mut und Durchhaltevermögen. Die Welt wird nur besser, wenn wir die Stimme in uns erstnehmen, die sagt: Mach den Mund auf! Tritt für diesen Menschen ein!

// BARBARA DREILING

SIMON VON KYRENE

Er fühlt Schuld und hat Albträume

Nachts hatte Simon Albträume. Meist sah er diesen Mann und sich selbst und alles, was geschehen war: Die Römer hatten den Mann zum Tod verurteilt und wie alle, die hingerichtet werden sollten, musste er den Balken, an den er genagelt werden sollte, selbst zur Richtstätte tragen. Er schaffte es nicht. Er brach unter dem Holz zusammen.

Simon war von der Feldarbeit gekommen, als ihm der Kreuzigungstrupp begegnete. Er wollte noch abbiegen, doch es war zu spät. Einer der Römer packte ihn am Arm und befahl, den Balken dieses Verurteilten zu tragen.

Er sah diesen gefolterten, blutenden Menschen, der kaum mehr gehen konnte. „Hätte ich ihm nicht bei der Flucht helfen können?“, dachte er später. „Aber wie? Wie hätte ich diesen Kraftlosen in Sicherheit bringen können?“ Stattdessen trug er sein Kreuz und brachte ihn immer näher zur Hinrichtung. Er hatte ja selbst Angst vor den Römern.

Auf dem Berg angekommen, rannte er schreiend weg. Er wollte nicht sehen, wie dieser Mensch umgebracht wird. Aber seitdem ließ ihn der Tag nicht los. Er fühlte Ohnmacht und Schuld, hatte Albträume, dachte immer wieder an den Mann. Doch niemand wollte es hören.

Auch heute geht es Menschen wie diesem Simon von Kyrene. Sie werden gezwungen, etwas zu tun, was sie nicht wollen. Bei grausamen Dingen mitzumachen – als Soldaten, Aufseher, Handlanger. Viele leiden ihr ganzes Leben darunter. Aber heute gibt es mehr Menschen, die bereit sind, zuzuhören und das Leid mitzutragen. Es ist nicht mehr übermächtig, es hat Namen wie Posttraumatische Belastungsstörung. Und man kann sie behandeln. Manche finden dann aus ihren Albträumen heraus und Frieden mit ihrer Geschichte.

// BARBARA DREILING

Sie sieht ihren Sohn am Kreuz leiden

Es war ein dunkler, ein finsterer Tag. Maria saß mit anderen Frauen etwas abseits. Nah genug, um alles zu sehen. Zu weit entfernt, um eingreifen zu können. Sie sah ihren Sohn leiden, sah, wie sein Körper am Kreuz hing. Und wie das Leben langsam aus ihm wich. Sie hörte seine Stimme nicht, hörte den Schrei in den Himmel nicht, flehend, bittend, verzweifelt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Niemand rettete ihr Kind. Wie musste es dieser Frau gehen, als die Erde zu beben begann? Wie viel mehr musste in ihr selbst kaputt gehen, zerbrechen, sterben, als Jesus am Kreuz gefoltert wurde, seinen letzten Atemzug machte, starb?

Eine Szene, die aktueller kaum sein könnte. Sterben doch die Söhne so vieler Mütter gerade. Als Angreifer, als Verteidiger von Ländern an Grenzen in naher Ferne. Mütter tragen ihre Kinder zu Grabe. Jene, die den eiskalten Winter in den Wohnungen und Häusern der Ukraine einfach nicht überlebt haben. Jene, die in den Armen der Mütter in Gaza verhungern, weil kein Essen zu finden ist – obwohl nicht weit weg genug hinter verschlossenen Grenzen wartet. Jene, die im Iran für Freiheit und Demokratie auf die Straße gehen und als Leichen zurück zu den Familien gelangen. Jene, die in den USA von ICE-Agenten erschossen worden sind. Sie alle stehen unter Kreuzen unserer Zeit.

Zusehen aus der Ferne. Hilflös. Das müssen nicht nur diese Mütter. Auch wir tun es. Sehen Bilder, lesen Nachrichten, wenden uns ab und wieder zu. Was bleibt in einer Zeit solch finsterer, dunkler Tage? Hoffnung vielleicht. Nicht als billiger Trost, sondern als leiser Trotz. Als Ahnung, dass Leid nicht das letzte Wort behält. Dass nach dem Stillstand Bewegung kommt. Dass Aufstehen möglich ist – selbst dann, wenn alles verloren zu sein scheint, wenn der letzte Atemzug scheinbar schon gewesen ist und die Erde längst bebt.

// LISA DISCHER

RÖMISCHER SOLDAT

SCHWERPUNKT

Er tut seine Pflicht, weil er muss

Er tat nur seine Pflicht. Er hatte es sich nicht ausgesucht, hier zu sein. Hier, in diesem öden Landstreifen am Ende der Welt, fern von der Familie in Rom. Und hier an dieser Hinrichtungsstätte außerhalb von Jerusalem. Er hasste den Kreuzigungsdienst.

Klar, es ging nicht allen so. Manche Kameraden hatten Spaß daran, ihre Opfer zu quälen. Diesen hier zum Beispiel: einen jüdischen Aufrührer, so hieß es, der sich zum König machen wollte. Sie hatten ihm aus Spaß eine Krone aus Dornen aufgesetzt, extra fest, damit auch Blut lief. Sie hatten ihm einen alten Mantel umgehängt und ihn spöttisch begrüßt. Und bespuckt. Und geschlagen. Und dazu gejohlt. Ihn widerte das an. Aber er musste eben seine Pflicht tun. Muss ja jeder.

Müde schaute er nach oben ans Kreuz. Es sah so aus, als würde es nicht mehr lange dauern. Wurde auch Zeit, bald würde die Sonne untergehen und der Sabbat anbrechen. Ein seltsamer Feiertag, aber die Juden kannten da kein Pardon: Von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang ruhte alles Leben.

Er hatte Respekt vor dem Mann, der da oben hing. Diese Würde, diese Gelassenheit. Kein Fluchen, kein Drohen. Ein paar Frauen waren mitgekommen, eine war wohl seine Mutter. Manchmal lächelte der Sterbende sie an. Wer gab hier wem Trost?

Der Hauptmann glaubte nicht, dass der Mann da oben wirklich ein Verbrechen begangen hatte. Nein, er wirkte auf ihn wie ein Gerechter, ein guter Mensch. Aber so waren die Zeiten eben. Da kam man leicht unter die Räder. Und was sollte er schon tun? Seine Pflicht, was sonst.

So wie Soldaten in allen Zeiten und in allen Ländern. Bis heute. Manche kämpfen für eine gerechte Sache, andere nicht. Manche freuen sich am Schmerz der Feinde und an der Gewalt, andere nicht. Manche bleiben Menschen, andere werden Unmenschen. Und das gilt letztlich nicht nur für Soldaten: Der Grat ist schmal zwischen Pflichterfüllung und stiller Zustimmung. Besonders in dunklen Zeiten.

// SUSANNE HAVERKAMP

JÜNGER

Er fragt sich, was jetzt werden soll

Bei den anderen hielt er es nicht länger aus. Sie hockten alle zusammen, in einer Wohnung in Jerusalem. Die Fenster verschlossen, die Tür verriegelt. Einige hatten Angst, nun selbst am Kreuz zu landen, andere weinten still. Er selbst hatte stundenlang vor sich hingestarrt. Er fand keine Worte für das, was gestern geschehen war: Jesus, der fast reglos das Urteil annimmt. Jesus, der sein Kreuz durch die Stadt schleppt. Jesus, der durchbohrt wird von Nägeln. Jesus, der seinen letzten Atemzug ... schon wieder kamen ihm die Tränen. Er musste hier raus, frische Luft holen, die Gedanken sortieren.

Er lief die staubige Straße entlang. Was sollte nun aus ihnen werden? Jesus war nicht mehr da. Der Dreh- und Angelpunkt ihrer Gruppe fehlte. Würden sie zusammenbleiben? Könnten sie Jesu Auftrag erfüllen? Was genau wäre eigentlich jetzt ihr Auftrag? Oder sollte jeder in sein Heimatdorf zurückkehren? Nicht, dass die Römer sie auch noch verhafteten.

Die Bibel erzählt nichts über den Tag nach Jesu Tod. Vermutlich aber zogen sich die Jünger aus der Öffentlichkeit zurück. Stützten sich gegenseitig, trauerten gemeinsam, hielten die innere Leere aus – so, wie wir uns heute gegenseitig helfen, wenn jemand in unserer Familie oder im Freundeskreis gestorben ist.

Wir suchen nach etwas, an dem wir uns festhalten können: Dankbarkeit, den Menschen gekannt zu haben, für die gemeinsame Zeit, für die schönen Erinnerungen.

Vielleicht dachten die Jünger auch darüber nach, was sie von Jesus gelernt haben und was von ihm nach seinem Tod bleiben wird. So wie wir uns heute vielleicht liebevoll daran erinnern, wie der Opa uns zeigte, ein Fahrrad zu flicken, oder wie die Mutter es schaffte, die ganze Familie ohne Zank am Esstisch zu versammeln. Vielleicht können wir von den Jüngern Jesu lernen, dass es auch in den dunkelsten Stunden kleine Lichtpunkte gibt, die Trost schenken – die uns zeigen, es ist nicht vorbei. Es geht weiter.

// KERSTIN OSTENDORF

Er spürt, wie sein Herz hoffnungsvoll klopft

Johannes rannte. Seine Sandalen klatschten laut auf dem Boden, sein Atem ging schwer. Aber er ließ nicht nach.

Längst hatte er Petrus hinter sich gelassen. Die anderen sowieso, die waren gar nicht erst losgelaufen. „Geschwätz“, hatten sie gesagt, als ein paar Frauen sagten, der Stein sei vom Grab weggerollt und die Grabhöhle selbst leer.

Doch er und Petrus hatten sich nur angesehen und waren gleich zur Tür gelaufen. Es war nicht weit von dem Haus, in dem sie sich versteckt hielten, zu dem Garten, wo sie ihn beerdigt hatten. Die anderen: Josef, Nikodemus und ein paar Frauen. Er selbst war zu feige gewesen. Und zu verzweifelt.

Noch ein paar Schritte, dann konnte er die Stelle sehen. Ruckartig hielt Johannes an. Tatsächlich, der Stein war weggerollt. Wer mochte das getan haben? Und warum? Langsam ging er auf das Grab zu. Nein, allein würde er nicht hineingehen. Er würde auf Petrus warten, lange konnte es ja nicht dauern.

Johannes schaute sich um. Ja, da kam er schon. Unsicher sahen sich die beiden an: der etwas grobschlächtige Anführer und der zarte junge Mann. „Ich gehe rein“, brummte Petrus. Es dauerte nur einen Moment, bis er wieder da war. „Leer bis auf die Leinenbinden“, sagte er nur, schüttelte den Kopf, drehte sich um – und verschwand.

Johannes atmete tief durch. Dann ging er in die dunkle Höhle. Leer. Bis auf die Leinenbinden. Und doch begann auf einmal sein Herz zu klopfen. Verwirrt. Aber doch irgendwie freudig, hoffnungsvoll. Ganz anders als in den letzten Tagen. Und wenn doch alles gut würde?

Diese Erfahrung gibt es auch heute noch: dass nach tiefer Trauer, nach Angst oder Einsamkeit plötzlich ein Hoffnungsschimmer auftaucht – und man weiß gar nicht so recht, warum und woher. Plötzlich ist er da, dieser tiefe Glaube, dass doch alles seinen Sinn hat, dass das Leben gut ausgeht.

Wahrscheinlich hat dieser Glaube mit Liebe zu tun. Wie bei Johannes.

// SUSANNE HAVERKAMP

Sie erschrickt, ihn so nah bei sich zu spüren

Drei Tage ist es her, dass sie diesen geliebten Menschen, ihren Freund verloren hat. Nachdem er am Kreuz gestorben war und sein Leichnam verhüllt in das Felsengrab gebracht wurde, ging sie nach Hause. Trauerte, beging den Sabbat. Am dritten Tag raffte sie sich auf, sein Grab zu besuchen. Sie ging früh los und gab sich dem Schmerz hin, der sie seit dem Verlust beherrschte. Weinte, konnte nicht glauben, dass Jesus nicht mehr ist.

Und plötzlich sah sie ihn. Als gingen ihr die inneren Augen auf. „Fürchte dich nicht“, beruhigte er sie. „Ich bin bei dir.“ Es erschreckte sie, ihn so nah bei sich zu spüren, das erzählen die Evangelien. Und doch war da das Wissen: Jesus ist nicht gegangen. Nicht ganz. Er lebt.

Wer einen geliebten Menschen verloren hat, der wird dieses Gefühl kennen: das Verlorensein, die Leere, die Hilflosigkeit. Eine Frage, die dann vielleicht dominiert: „Und das war es jetzt?“ Dieser Mensch ist einfach weg, nicht mehr greifbar, nicht mehr spürbar? Die Verzweiflung, die übermannt in der Trauer, wer kennt sie nicht.

Doch nach einiger Zeit setzen sich die Gefühle. Vielleicht kann man langsam annehmen, dass der Tod des geliebten Menschen nicht alles beendet. Die Liebe stirbt nicht mit. Die Erinnerungen sind nicht weg. Was der Mensch hinterlässt – noch da. Dann fällt es vielleicht leichter, den Verlorenen zu spüren. Doch das braucht Zeit. Zeit, zu trauern und in sich zu gehen. Und dann?

Vielleicht sieht man ihn dann an einem schönen Tag, in der Gestalt eines Schmetterlings, der plötzlich auf der Hand landet. Oder in den Tropfen des Meeres, wenn man am Strand sitzt und die Gischt einem um die Füße spült. Als Regenbogen, der sich über den grauen Himmel zieht. Vielleicht spürt man den Geliebten und Verstorbenen ganz unterwartet, ohne, dass man sagen könnte, in welcher Form oder Art.

Vielleicht fürchtet man sich dann kurz – wegen der Tiefe der Gefühle. Aber nur kurz. Denn dann ist da Gewissheit. Wie ein Windhauch, als kleiner Moment. Ohne es erklären zu können, weiß man: Er ist da. Nicht ganz gegangen. Er begleitet mich. Immer.

// LISA DISCHER



Foto: kna/Harald Oppitz

Guter Appell: Ein Mann wendet sich beim Katholikentag 2022 in Stuttgart an Zweifler.

„Jeder Kirchenaustritt schmerzt“

BONN Nur noch rund 36,6 Millionen Menschen in Deutschland gehören einer der beiden großen Kirchen an. Das sind knapp 44 Prozent der Gesamtbevölkerung, wie aus den Statistiken der katholischen und evangelischen Kirche für Ende 2025 hervorgeht. In der katholischen Kirche ging die Zahl der Austritte von 321 000 auf 307 000 zurück, in der evangelischen Kirche blieb sie mit etwa 350 000 nahezu konstant. Der neue Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Heiner Wilmer, sagte: „Jeder Kirchenaustritt schmerzt.“

In der katholischen Kirche ging die Zahl der Taufen, der Trauungen und der Bestatungen zurück. Stabil blieben die Zahlen bei der Erstkommunion und der Firmung. Der Gottesdienstbesuch stieg von 6,6 auf 6,8 Prozent. Bischof Wilmer sagte: „Trotz aller Umbrüche ermutige ich dazu, dass wir den Kopf nicht in den Sand stecken, sondern nach vorne schauen und gemeinsam – auch in ökumenischer Verbundenheit – nach Wegen suchen, wie Christsein heute in der Gesellschaft zu größerer Akzeptanz führen kann.“ (kna)

kfd fordert mehr Rechte für Frauen

DÜSSELDORF Nach der Veröffentlichung einer Vatikanstudie zur Frauenfrage in der katholischen Kirche mahnt die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) Konsequenzen an. „Wir fordern nun den Vatikan auf, sich jetzt – und zwar in diesem Jahr – mit den Ergebnissen auseinanderzusetzen und entsprechende Änderungen im Sinne der Geschlechtergerechtigkeit anzustoßen“, sagte die kfd-Bundesvorsitzende Ulrike Göken-Huisman. Sie forderte die Predigerlaubnis für Nicht-Geweihte sowie die Zulassung von Frauen zum Diakonat.

In der Vatikanstudie wird die Klärung der Frauenfrage in der katholischen Kirche als dringlich beschrieben. Das Papier stellt fest, dass es ein „spezifisches Unbehagen unter vielen Frauen bezüglich ihrer Teilhabe am Leben ihrer Gemeinden“ gebe, insbesondere wenn man es vergleiche mit den Möglichkeiten im bürgerlichen Leben. Dies gelte keineswegs nur für westliche Gesellschaften und habe dazu geführt, dass eine immer größere Zahl von Frauen sich nicht mehr damit identifizieren könne, katholisch zu sein. (kna)



Foto: kna/Nico Kurth

Unermüdlicher Einsatz: Frauen demonstrieren vor der Synodalversammlung in Stuttgart.



Foto: imago/TheNews2

Klare Haltung: Menschen in New York protestieren gegen die Angriffe der USA auf den Iran.

Papst: Nahost-Krieg ist ein Skandal

VATIKANSTADT Mit einem leidenschaftlichen Appell hat Papst Leo XIV. den Nahost-Krieg verurteilt. Beim Mittagsgebet auf dem Petersplatz sagte er, die Toten und das vom Krieg verursachte Leid seien „ein Skandal für die gesamte Menschheitsfamilie und ein Schrei im Angesicht Gottes“. Der Papst betonte, er sei „bestürzt über die Entwicklung im Nahen Osten und an anderen Kriegsherden“, und fügte hinzu: „Wir dürfen nicht schweigen angesichts des Leidens so vieler wehrloser Opfer dieser Konflikte.“

Der Paderborner Erzbischof Udo Markus Bentz verurteilte die Angriffe der USA und Israels auf den Iran und gezielte Tötungen iranischer Führungspersonen scharf. Man sei einem konstruktiven Regimewechsel nicht nähergekommen und habe nur zu einer weiteren Destabilisierung des gesamten Mittleren Ostens beigetragen, sagte der Vorsitzende der Deutschen Kommission Justitia et Pax. „Ich halte dies für hochgradig unverantwortlich und das dadurch provozierte Risiko weiterer Eskalationen aus der Sicht der christlichen Friedensethik nicht ansatzweise für vertretbar.“ (kna)

Läuft alles genau nach Plan

Wenn alles so bleibt, wie es vorgesehen ist, dann startet in Niedersachsen mit Beginn des neuen Schuljahres ein neues Unterrichtsfach. Schon lange sind die Kirchen und die Landesregierung miteinander im Gespräch, um aus dem katholischen bzw. evangelischen Religionsunterricht einen gemeinsamen, den christlichen, in gemeinsamer Verantwortung zu machen. Vertreter der Kirchen hatten den Anstoß gegeben. „Ein kluger Schritt, wenn wir auf die Zukunftssicherung dieses Faches blicken“, sagt Thomas Weßler, Oberschulrat im Kirchendienst und Vorstandsvorsitzender der Schulstiftung, die für das Bistum Osnabrück die Aufgaben zu Schulen und Hochschulen übernimmt.

Immer weniger Kinder, immer weniger Taufen, gleichzeitig immer mehr Ökumene. Schon vor fast 30 Jahren führte das zum konfessionell-kooperativen Religionsunterricht in Niedersachsen. So kann Religionsunterricht erteilt werden, bei dem neben katholischen Perspektiven auch die Anliegen und Sichtweisen evangelischer Schülerinnen und Schüler mitgedacht werden und umgekehrt. Weil sich der demografische Trend mit der Zeit fortgesetzt hat, „drehen wir dieses Rädchen jetzt weiter und wollen christlichen Religionsunterricht anbieten“, sagt Weßler. Das geschehe auch aus ökumenischen Überlegungen heraus: „Der überwiegende Teil des Inhalts entspricht gemeinsamen Vorstellungen der Konfessionen.“ Daneben gebe es organisatorische Vorteile für die Schulen, wenn der Unterricht aus der Hand einer Lehrkraft erteilt werden kann, deren Lehrerlaubnis von beiden Konfessionen anerkannt wird.

„Das ist deutlich unsachlich“

Begeisterung allerorten? Ohne Zweifel. Kultusministerin Julia Willie Hamburg (Bündnis 90/Die Grünen) habe unlängst noch einmal deutlich gemacht, dass der Christliche Religionsunterricht zum neuen Schuljahr starten soll, sagt Weßler. Soll heißen: Alles läuft nach Plan. Wasser in den Wein haben unlängst allerdings verschiedene Medien gegossen, die sich den derzeit diskutierten Entwurf für Unterrichtspläne angesehen haben. Jesus komme kaum vor, wurde da

Der für Niedersachsen geplante **Christliche Religionsunterricht** ist in Verruf geraten, bevor er begonnen hat. **Jesus komme kaum vor**, titelten Medien. Stimmt nicht, erwidert ein **Experte aus Osnabrück**.



Thomas Weßler ist Vorstandsvorsitzender der Schulstiftung Osnabrück.

geschrieben. Vertreter verschiedener Verbände, teils kirchlich, teils staatlich, widerlegten die Aussage. Thomas Weßler hat eine klare Position: „Das ist deutlich unsachlich“, sagt er. Wer speziell nach dem Wort „Jesus“ suche, müsse berücksichtigen, dass der Name nicht überall auftauche, wo er eigentlich drinstecke. „Nehmen Sie zum Beispiel die Bergpredigt. Da redet zwar Jesus, aber es steht nicht dabei, dass er spricht.“ Das wisse aber natürlich die Lehrkraft, die das Fach

schließlich studiert habe, und könne es vermitteln.

Die breite Basis des Unterrichts sei der christliche Glaube, aus dessen Position auf andere Glaubensgemeinschaften geschaut werde. Etwa beim Fasten, das es sowohl in christlicher als auch in islamischer Tradition gibt. Es gehe aber nicht darum, sich systematisch eine andere Religion zu erschließen.

Bedürfnisse einbeziehen

Reagiert hat auf die mediale Kritik auch der Landesschülerrat (siehe „Zitiert“). Das Gremium urteilt, es handele sich „um einen wichtigen Schritt für einen zeitgemäßen Religionsunterricht“. Weßler nimmt das auf, spricht von der religiösen Dimension in der Wahrnehmung von Wirklichkeit. „Wenn wir die ausblenden, fehlt den jungen Menschen ein wichtiger Teil der Allgemeinbildung“, sagt er. Viele aktuelle Probleme seien sonst nur schwer zu verstehen. Die Schülerperspektive zum Ausgangspunkt des Religionsunterrichts zu machen, werde im neuen Lehrplan konsequent verfolgt. Die fachlichen Inhalte des Lehrplans würden von dort her sortiert und vermittelt.

Sollte sich die „Religionsdemografie“, wie es Weßler ausdrückt, in den nächsten Jahren wie erwartet fortsetzen, sollte es also immer weniger getaufte Schülerinnen und Schüler in den Bänken geben, dann sieht er schon heute weitere Veränderungen auf den Religionsunterricht zukommen. „Wenn das Projekt gut läuft, werden wir wahrscheinlich in zehn Jahren über weitere Schritte nachdenken müssen.“

// MATTHIAS PETERSEN

ZITIERT

„Wir unterstützen den neuen gemeinsamen christlichen Religionsunterricht ausdrücklich. Dieses Modell ist das Ergebnis eines jahrelangen, verantwortungsvoll geführten ökumenischen Prozesses und stellt einen wichtigen Schritt für einen zeitgemäßen Religionsunterricht in Niedersachsen dar. Es stärkt die christlichen Grundlagen, bleibt klar bekenntnisgebunden und berücksichtigt gleichzeitig die religiöse Vielfalt, die den Alltag vieler Schülerinnen und Schüler prägt.“

Matteo Feind, Landesschülerat

Die Macht der Liebe

Es ist bald **25 Jahre her**, dass in Deutschland **der erste Harry-Potter-Film ins Kino kam**. Seitdem ist Harry für viele ein Held. Andere warnen vor ihm und finden Hexen und Zauberer, Besenflüge und Flüche verdächtig. Dabei ist die Botschaft der Bücher **ziemlich christlich**.

Von Susanne Haverkamp

Sieben Bände umfasst die Harry-Potter-Saga. Alle kann man auf eine Idee reduzieren. Auf den Kampf der Guten gegen den Bösen. Die Guten, das sind Harry und fast alle an der Hogwarts-Schule für Hexerei und Zauberei: die Schülerinnen und Schüler, die Professorinnen und Professoren, die Angestellten und Hausgeister. Gut, ein paar haben dunkle Züge, aber wenn es drauf ankommt, entscheiden sie sich für die richtige Seite.

Der Böse ist ein Mann, der wahrhaft teuflische Züge trägt. Er ist quasi ein gefallener Engel. Einst der herausragende Schüler Tom Riddle, später Lord Voldemort, dem es nur um eines geht: um Macht. Dafür geht er über Leichen und räumt Gegner und Unschuldige aus dem Weg.

Interessant ist, dass es Voldemort nicht nur um weltliche Macht oder gar Reichtum geht. Er will das haben, was niemand hat: die Macht über den Tod. Christen bekennen über Jesus: „Er hat den Tod besiegt.“ Genau das will Voldemort. Vol de Mort – Flug des Todes – so kann man seinen Namen aus dem Französischen übersetzen. Dem Tod für immer zu entfliehen, dafür setzt er all sein Können und all seine Brutalität ein.

Und er verführt andere, ihm zu folgen. Verführer – schon in der Bibel ein Name für den Teufel.

Es gibt nur eine Schwäche, die der Teufel hat: Er versteht nichts von der Liebe, hält sie für dumm, für weichlich. Professor Dumbledore, Schulleiter in Hogwarts und optisch wie Gottvater gezeichnet, erklärt Harry einmal: „Voldemort hat niemals verstanden, was Liebe ist. Er hat nicht erkannt, dass Liebe eine Macht ist, die stärker ist als jede andere.“

Harry hingegen weiß das. Er lebt nur wegen der Macht der Liebe. Denn seine Mutter Lily hat sich für ihn geopfert: Sie warf sich dazwischen, als Voldemort den einjährigen Harry töten wollte. Er hatte gehört, dass ein Konkurrent geboren worden sei – ähnlich wie in der biblischen Kindermordgeschichte.

Lilys besonderer Schutz

Obwohl Lily bei dem Angriff starb, lebt sie in einer geistigen Welt weiter, hält Verbindung mit ihrem Sohn – und ist sein besonderer Schutz. Dumbledore erklärt Harry schon im ersten Band: „Deine Mutter starb, um dich

zu retten. Wenn jemand aus Liebe für einen stirbt, hinterlässt das eine Spur. Diese Art von Schutz ist sehr stark.“

Erstaunlich stark, denn nach seinem ersten Geburtstag – dem Tag, an dem seine Eltern starben – hat Harry wenig Liebe erfahren. Dennoch liebt er: seine Freunde, aber auch die Freunde seiner Freunde, deren Familien, die Nahen und die Fernen und eigentlich alle, die seine Hilfe brauchen. Das macht ihn stark. Im fünften Band bereitet Dumbledore Harry auf den Kampf mit Voldemort vor und sagt: „Es ist deine Fähigkeit zu lieben, die dich auszeichnet. Trotz allem, was du erlitten hast, trotz allem Leid bleibst du fähig zu lieben. Das ist eine Macht, die Voldemort nie besaß.“

Im siebten Band kommt es zum Showdown. Voldemort hat alle Bösen der Welt um sich versammelt; alle, die zu feige sind, um dagegenzuhalten; alle, die ihre Seele verkaufen, um vom Glanz der Mächtigen etwas abzubekommen. Gemeinsam greifen sie Hogwarts an, den letzten Zufluchtsort der Guten. Wenn Hogwarts fällt, das ist klar, beherrscht der Teufel die Welt.

Der nächtliche Kampf ist blutig und erscheint aussichtslos. Harry geht an der



Seit vielen Jahren fasziniert Harry Potter die Massen. Besonders sein Kampf mit Lord Voldemort (rechts eine Szene aus dem Film „Harry Potter und die Heiligtümer des Todes – Teil 2“).

KOMMENTAR

Der Dom ist für alle da



Täglich macht der Kölner Dom gerade Schlagzeilen. Ab der zweiten Jahreshälfte wird er Eintritt kosten, und diese Entscheidung des Domkapitels polarisiert. Kein Wunder: Wer hier Geld verlangt, macht das Gotteshaus zu einem Sightseeing-Objekt, zu einem Ort wie jedes x-beliebige Museum. Der Dom ist dann nicht mehr offen für alle. Eine Kirche, die ständig an Mitgliedern und Relevanz verliert, sollte aber offen sein. Sie sollte die attraktiven Anziehungspunkte, die sie noch hat, stärken, nicht durch ein Preisschild madig machen. Sie sollte für die Menschen da sein – besonders dort, wo sie gern und in Scharen kommen.

Sechs Millionen Besucherinnen und Besucher strömen pro Jahr in den Dom. Die meisten von ihnen sind Touristen. Sie werden künftig entscheiden, ob der Gang in das Gebäude ihnen das Geld wert ist. Auch viele Kölnerinnen und Kölner gehen gern mal hinein, denn sie haben zum Dom eine besondere Beziehung; er ist Teil ihrer Identität. Der Eintritt wird die meisten Spontanbesucher abschrecken und besonders Gläubige verärgern. Zwar kosten auch prominente Kirchen in anderen Ländern Eintritt, etwa die Sagrada Familia in Barcelona. Aber in Spanien gibt es, anders als in Deutschland, keine Kirchensteuer.

Ja, der Dom macht ein Minus, doch das Erzbistum Köln zählt zu den finanzstärksten Diözesen und könnte klügere Lösungen für dieses Problem finden. Zwar sollen Gottesdienste kostenlos bleiben und fürs Gebet soll es abgetrennte Bereiche geben, die frei zugänglich sind. Ein so beschränkter Glaube jedoch wird sich seltsam anfühlen – für die Christen wie für die Touristen.

// ANDREAS LESCH
CHEF VOM DIENST ZENTRALREDAKTION



Harry findet sich im Jenseits wieder. Bei Dumbledore, der sich schon in Band sechs töten ließ, um andere zu retten. „Bin ich tot?“,

fragt Harry verwirrt. „Das kannst du selbst entscheiden“, antwortet Dumbledore. Und erklärt, dass Harry die Wahl hat: Er kann es sich leicht machen und in dieser anderen Welt bleiben – oder den harten Weg zurückgehen zu seinen Freunden.

Natürlich geht Harry den Weg der Liebe und der Erlösung. Den Weg, den nur diejenigen gehen können, die sich selbst hingeben. Nur sie können das Böse besiegen. Folgerichtig wird der letzte Kampf ohne Waffen entschieden. Denn Liebe siegt nicht mit Gewalt. Sie siegt, weil der Hass sich selbst zerstört. Und weil der Teufel eben nicht Herr ist über das ewige Leben. Das ist Gott allein.

Nein, Harry Potter ist nicht Jesus und Joanne K. Rowling keine Evangelistin. Aber wenn junge Menschen aus den Büchern lernen, dass Liebe stärker ist als Hass, Freundschaft wichtiger als Ehrgeiz, Hingabe wichtiger als Eigennutz – dann ist das ein guter Grund, sie auch nach 25 Jahren zu empfehlen.

Reihe derer vorbei, die gefallen sind: Freunde, Familie, Lehrer. Da macht Voldemort ein letztes Angebot: eine Stunde Waffenstillstand, um die Opfer zu bergen – und um Harry Potter auszuliefern. Dann würden alle anderen verschont. Keiner will diesen Deal. Nur Harry. So wie in der Bibel. „Wenn ihr mich sucht, dann lasst diese gehen“, heißt es bei der Gefangennahme Jesu.

Harrys Weg der Erlösung

Harry schleicht sich aus dem Schloss, dorthin, wo die gegnerische Armee lagert. Just in dem Moment, als die Stunde um ist, tritt er in den Feuerschein vor Voldemorts Angesicht. Unbewaffnet liefert er sich aus. Wehrlos. Voldemort feuert auf ihn. Ein grüner, tödlicher Blitz. Harry bricht zusammen. Um mit der Bibel zu sprechen: „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.“ (Joh 15,13)

In Demut vor Leben und Tod

Krankheit, Leid, Tod, Trauer – **Petra Conen** sieht viele Kreuzwege. **Aus ihrem Glauben heraus** begleitet die emsländische **Fachärztin** kranke Menschen, damit diese **in Würde sterben** können.

Von Petra Diek-Münchow

Seit 20 Jahren schon arbeitet Petra Conen hauptamtlich in der Palliativmedizin. Sie ist Fachärztin für Allgemeinmedizin mit der Zusatzbezeichnung für Palliativmedizin. Zusammen mit ihrem Mann Rudolf hatte sie seinerzeit die Palliativstützpunkte in Thuine und Sögel mitbegründet, die vor gut 15 Jahren in den Aufbau der Spezialisierten Ambulanten Palliativversorgung (SAPV) im Emsland mündete. Seit dieser Zeit hat das etwa zehnköpfige Team, angedockt am Hümmling Hospital in Sögel und am Bonifatius-Hospital in Lingen, etwa 4000 Patienten und deren Angehörige auf ihrem letzten Weg begleitet:

mit individueller Schmerztherapie und Linderung von Symptomen, mit der passenden Pflege und Beratung – vor allem aber mit Zuwendung, Zeit und Geduld. Ihr Leitmotiv dafür? Da zitiert Conen zwei Sätze von Cicely Saunders, der Mitbegründerin der Hospizbewegung: „Du zählst, weil du bist, wer du bist. Und du zählst bis zum letzten Moment deines Lebens.“

Dass sie Ärztin werden möchte, dass sie sich um Menschen in existenziellen Krisen kümmern will – das weiß die aus einem 800-Seelen-Ort in Rheinland-Pfalz stammende Conen schon seit ihrer frühen Jugend. „Da gab es für mich keine Alternative“, sagt sie. Die katholische Jugendarbeit zu Hause mag eine Basis gewesen sein, mehr noch aber ihre über Jahre gewachsene kirchliche Bindung und ihre offensichtliche Haltung anderen Leuten gegenüber. „Ich war eigentlich immer diejenige, die zu Problemen angefragt wurde.“ Da passt nicht

nur ihr Vorbild, Mutter Teresa, sondern auch ihr Vorname Petra, die weibliche Form von Petrus, irgendwie ganz gut. „Manchmal habe ich mich wie einen Felsen empfunden.“

Sie studiert in Aachen und Essen Medizin, lernt dort ihren Mann kennen und lässt sich mit ihm in dessen emsländischer Heimat nieder – arbeitet in der gemeinsamen Hausarztpraxis in Haren mit. Neben Rettungs- und Betriebsmedizin macht sie auch eine Zusatzausbildung in der Psycho-Onkologie, weil sie aus beruflicher Erfahrung um die großen seelischen Nöte von vielen an

Brustkrebs erkrankten Frauen weiß. Und um die Defizite in deren psychischer Begleitung.

Von dieser Station in ihrem Leben ist es für Petra Conen dann nur noch ein kleiner Schritt zur Palliativmedizin. Um sich diesem Feld ganz widmen zu können, gibt sie ihre Praxistätigkeit auf, wird ärztliche Ansprechpartnerin und hauptamtliche Palliativmedizinerin in der SAPV. „Hier habe ich wirklich noch die Chance, mit und für die Menschen da zu sein. Mit ihrem Innersten, in aller Tiefe“, sagt die 64-Jährige und spricht von einer Beziehungsmedizin. Ihre Arbeitsphilosophie bringt sie so auf den Punkt: „Gute Sterbebegleitung gelingt da, wo ich in Demut vor dem Leben und Tod die Seele des Anderen berühre.“ Für sie ist genau das ihre ganz persönliche Berufung.

In dem Wort Seele stecken Seelsorge und Seelsorgerin – und oft genug ist Petra Conen genau das. Weil

*»Ich habe die Chance,
für die Menschen
da zu sein.«*



Foto: privat

Petra Conen arbeitet als Leitende Oberärztin für den Palliativstützpunkt Nördliches Emsland.

sie nicht nur ihr Wissen und ihre berufliche Kompetenz mitbringt, sondern auch einfach zuhört, die Hand hält und für eine Atmosphäre sorgen möchte, in der Sterbende und deren Familien alle ihre Ängste und Hoffnungen vorbehaltlos aussprechen können. Da passt es, dass sie in der Kirche auch ehrenamtlich engagiert ist: als Wortgottesdienstleiterin und Kommunionhelferin, als Lektorin und Notfallseelsorgerin, seit dem vergangenen Jahr außerdem als Beauftragte im Bestattungsdienst. Gar nicht selten wird sie nach einer langen Begleitung, in der eine tiefe Verbindung wächst, gegen Ende gefragt: Können Sie mich bestatten? „Mein Wunsch ist es eben, diesen letzten Schritt des Weges mit den Patientinnen und Patienten zu gehen.“ Und mit den Angehörigen. „Ein guter Abschied ist wichtig für die Trauerbewältigung.“ Deshalb gestaltet sie auch Lichterandachten und schreibt manche Texte für Gottesdienste selbst. „Das gibt mir Kraft.“

Denn oft wird Petra Conen gefragt, wie sie ihre herausfordernde Arbeit – wie sie die vielen, so unterschiedlichen Kreuze, die Menschen zu tragen haben – aushält. Wenn ihr Tag zum Beispiel morgens um 6.20 Uhr mit der völlig unerwarteten Nachricht vom Suizid eines gut eingestellten Palliativpatienten startet. Wenn sie eine 35-jährige Frau und Mutter von zwei kleinen Kindern bis zum Tod begleitet. Wenn sie den Auftrag einer 17-jährigen und von Kindheit an erkrankten Jugendli-

chen erfüllt: „Sagen Sie meinen Eltern, dass ich sterben muss und mit ihnen darüber reden will.“ Ihren Ausgleich findet sie unter anderem in Meditation und Sport, autogenem Training und Gesprächen mit der Familie.

Mehr noch aber im Gebet und in ihrem Glauben. „Das ist meine Kraftquelle und mein Resilienzfaktor, damit kann ich aufladen und etwas abladen.“ Denn natürlich schimpft sie auch manchmal mit Gott, fragt ihn im Geiste nach Sinn und Gerechtigkeit, wenn sie selbst nicht mehr weiterweiß. „Aber dann gibt es mit ihm jemanden, dem ich mich anvertrauen und dem ich alles sagen kann: Ich kann nichts mehr ausrichten, jetzt bist du dran, richte du es.“ Das Kreuz sieht Conen dabei als

Hoffungszeichen, das sie stützt und ihr den Rücken stärkt: „Verwurzelt in der Erde und verbunden mit dem Himmel.“

Viel Zuversicht und eine österliche Hoffnung sprechen daraus. Petra Conen nennt mehrere Bibelstellen, aus deren Lektüre sie diese schöpft. Da ist

neben dem Psalm 23 vom guten Hirten auch die Offenbarung des Johannes, in der vom neuen Himmel und einer neuen Erde die Rede ist. Und von einem Gott, der alle Tränen abwischt und wo weder Leid noch Schmerz sein wird. „Das ist für mich eine feste Zusage, die mich stärkt.“ Und das ist auch die Schriftstelle aus Jesaja 43, in der es die Zusicherung gibt, dass Gott in jeder Situation immer bei uns ist. „Dann gibt es keinen Grund, sich vor dem Tod zu fürchten.“

»Gott ist immer bei uns. Das ist für mich eine feste Zusage.«

Über Tote nur Gutes – oder?

Wie offen kann die **Familie** eines Verstorbenen im **Trauergespräch** auch schlechte Seiten benennen? Und **wie ehrlich darf es am Grab wirklich zugehen**? Diakon Carsten Lehmann sagt: Man sollte der Wahrheit ins Gesicht sehen.

Von Susanne Haverkamp

„Mit Verlaub, mein Vater war ein Arschloch!“ Nein, genau so, wie es auf der Einladung zu einer Fortbildung für Männer und Frauen im Beerdigungsdienst steht, hat Diakon Carsten Lehmann den Satz nicht gehört, aber doch so ähnlich. „Ich kam von einem Trauergespräch und wusste nicht, ob ich der Person bei der Feier zur Beisetzung gerecht werden kann, so unsympathisch wurde sie dargestellt.“ Das ist das eine Extrem.

Das andere Extrem ist eine Quasi-Heiligsprechung, frei nach dem alten Motto: Man darf über Tote nichts Schlechtes sagen. „Dann wird man einem Verstorbenen vielleicht auch nicht gerecht und die Trauergemeinde, die dabei ist, weiß das auch“, sagt Lehmann.

Die negativen Seiten von Verstorbenen sind ein heikles Thema – deshalb die Fortbildung vor einiger Zeit. Heikel für diejenigen, die die Feier leiten, aber auch für die Angehörigen. Was soll man sagen bei einem Trauergespräch? Wie soll man es sagen? Der Osnabrücker Diakon kennt die Bedenken. „Das fängt damit an, dass die Leute, zu denen ich zum Trauergespräch komme,

oft sehr unsicher sind“, sagt Lehmann. „Sie haben in der Familie einen Todesfall erlebt, das rüttelt sie schon durch. Außerdem kennen die meisten mich nicht und hatten schon lange nichts mehr mit der Kirche zu tun. Sie wissen überhaupt nicht, was auf sie zukommt, wenn ich anklinge.“ Deshalb müsse

er erst mal Sicherheit geben, bevor es zu schwierigen Themen kommen kann.

Hinzu kommt, sagt Lehmann, „dass die Leute oft glauben, dass komische Sachen oder Streitigkeiten nur in ihrer Familie vorkommen und sonst nie. Es ist ihnen einfach peinlich, darüber zu sprechen.“ Schließlich hätten manche Sorge, offen zu erzählen, „weil sie ja

nicht wissen, was ich in der Trauerfeier daraus mache“.

In relativ kurzer Zeit ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, sei deshalb entscheidend. „Ich sage immer sehr klar, dass das hier ein Seelsorgegespräch ist und deshalb vertraulich“, berichtet Lehmann. „Gerade, wenn es um schwierige Seiten von Verstorbenen geht, frage ich immer konkret nach,

»Die Leute glauben oft, dass Streitigkeiten nur in ihrer Familie vorkommen und sonst nie.«



ob dies oder jenes öffentlich angesprochen werden darf.“

Der Diakon hält es für sehr wichtig, ehrlich zu sein – gerade im Angesicht des Todes und gerade für die Familien selbst. „Manchmal spricht einer aus, was schwierig war, und andere nicken ganz erleichtert dazu“, sagt er. Er stört sich auch an dem Satz: „Nicht schlecht über Tote reden“. „Was heißt denn schlecht? Im Nachhinein mit dem Toten abzurechnen, ohne dass er oder sie sich dagegen wehren kann, das wäre schlecht. Aber zu benennen, was eine Person positiv wie negativ ausgemacht hat, das ist nicht schlecht, sondern ehrlich.“ Schließlich gehöre zur Trauer dazu, „der Wahrheit ins Gesicht zu sehen“.

Er spürt, wenn etwas unausgesprochen bleibt

Für Lehmann trägt das auch zum Gelingen der Verabschiedung bei. „Oft reicht es schon, bei der Trauerfeier so etwas zu sagen wie:

BRIEF AUS ...

Keiner soll allein sterben



Ein älteres Ehepaar sitzt bei uns im Kloster am Tisch. Wir trinken Kaffee, reden. Wie so oft. Und dann kommt es vor, dass sie plötzlich über ihr Ende reden. Besonders dann, wenn sie keine Kinder haben, die Verwandten weit weg

sind. Also fragen sie sich nüchtern: Wer wird sich einmal um unsere Bestattung kümmern?

Ich sage dann gern: „Sie sind hier herzlich

willkommen – tot oder lebendig.“ Meist lachen sie. Das Lachen löst etwas. Plötzlich wird klar: Hier darf man über das Ende sprechen. Doch ich bin ehrlich: Pläne sind so eine Sache. Man kann viel vorbereiten – Papiere ordnen, Wünsche notieren, über die Beerdigung sprechen. Das ist klug. Aber niemand kann versprechen, wie es am Ende wirklich wird.

Unser Leben – und auch unser Sterben – liegt in Gottes Hand. Gerade deshalb frage ich mich: Schenken wir als Kirche dem genug Aufmerksamkeit? Sterben und Beerdigen sind heute oft stille Privatangelegenheiten. Man organisiert, erledigt, geht auseinander. Doch eigentlich gehört dieses letzte Stück des Weges in die Gemeinschaft.

Eine Gemeinde könnte sagen: Wer keine Familie hat – wir sind da. Wer unsicher ist – wir hören zu. Wer Angst hat, allein zu sterben – wir lassen Sie nicht allein. Denn der christliche Glaube beginnt nicht erst am Grab. Er beginnt dort, wo Menschen einander vertrauen. Im Leben. Und im Sterben.

**// BRUDER PAULUS TERWITTE
KAPUZINER IM KLOSTER
IN MÜNSTER**



Beerdigungen stecken voller Emotionen. Da kommt es auf jedes einzelne Wort an.

**WAS
MEINEN SIE?**

leserbriefe@
bistumspresse.de



Foto: Ina/Julia Steinbrecht; Porträtbild: privat

„Sie haben auch schwierige Zeiten in der Familie erlebt ...“, oder „Ihr Vater konnte auch herausfordernd sein ...“, damit die Leute verstehen, was gemeint ist, und sich ernstgenommen fühlen. Und hinterher auch zufrieden sind, dass das nicht unterging.“

Ganz besonders gilt das, wenn ernste Dinge in einer Familie vorgefallen sind: Alkoholmissbrauch zum Beispiel, Gewalt, Vernachlässigung. Lehmann sagt: „Wenn ich dann immer von ‚unserem lieben Verstorbenen‘ spreche, verletzt das die Hinterbliebenen zusätzlich.“ Umso wichtiger sei es, davon zu wissen, um in der Trauerfeier den richtigen Ton zu treffen.

Den trifft er als Außenstehender vielleicht sogar besser als Familienmitglieder. „Ich habe einmal erlebt, dass jemand seine Ansprache in der Trauerfeier dazu genutzt hat, mit seiner verstorbenen Mutter abzurechnen“, erzählt Lehmann. „Danach habe ich lange ungern das Heft des Handelns aus der Hand gegeben.“ Inzwischen, sagt er, gehe er wieder entspannter damit um.

„Aber wenn die Beziehung schwierig war, bin ich immer noch vorsichtig.“

Und wenn das Schwierige verschwiegen wird? „Ach“, sagt Lehmann, „das spüre ich mittlerweile oft, wenn da noch etwas Unausgesprochenes ist, etwas im Verborgenen liegt.“ Spricht er es an? „Nicht direkt. Aber ich versuche, einen Raum zu eröffnen, dass die Leute sich herauswagen.“ Ermutigen ja, aber nachbohren, „nein, das würde ich nie“. Die Angehörigen hätten das Recht, das unter der Decke zu halten, was sie unter der Decke halten wollen. Nur empfehlen würde er es in den meisten Situationen nicht. ●



ZUR PERSON

Carsten Lehmann ist Diakon in der Osnabrücker Domgemeinde.



Pilgerzeichen
aus Hannover-Hainholz

Pilgerzeichen
aus Gottsbüren (Fragment)

Pilgerzeichen
aus Canterbury

Pilgerzeichen
aus Bremen

Pilgerzeichen
aus Marienwohlde

Als der Ablass noch ein Anlass zum Pilgern war

Im Hamburger Stadtteil Harburg haben der Archäologe Kay-Peter Suchowa und sein Team erstaunlich viele mittelalterliche **Pilgerzeichen** ausgegraben. Sie sind nun zuzuordnen. Die meisten stammen aus **Wallfahrtsorten in Norddeutschland**.

Von Matthias Schatz

„Die waren gar nicht so leicht zu finden“, sagt Kay-Peter Suchowa. In den Regalen neben und hinter seinem Schreibtisch im Archäologischen Museum Hamburg, wo er für die Bodendenkmalpflege zuständig ist, finden sich bemerkenswert viele Bücher über Pilgerzeichen. Und genau von diesen oft nur ein paar Zentimeter kleinen Plaketten mit jeweils einem Zeichen eines Wallfahrtsorts redet der 58-Jährige.

Sie seien meist aus einer Zinn-Blei-Legierung hergestellt worden, die so dunkel wie Erde sei. Daher seien sie leicht zu übersehen. Abhilfe habe die Erfindung des Metalldetektors in den 1980er Jahren gebracht. Seitdem sei die Zahl entdeckter Pilgerzeichen sprunghaft gestiegen, so Suchowa. Eine unerwartet hohe Menge davon, nämlich 38, haben er und sein Team in mehreren Grabungen unweit seines Arbeitsplatzes in der Schloßstraße im Hamburger Stadtteil Harburg entdeckt. Die Artefakte sind nun fast vollständig zu- und eingeordnet.

Die Funde führen zurück in das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit – in die Hochzeit des Pilgerwesens und zu Umständen, die zur wohl größten Krise der katholischen Kirche führten, nämlich zur Abspaltung der Protestanten. Die Rede ist vom Ablasshandel, mit dem der Bau von St. Peter in Rom finanziert wurde und der Martin Luther zum berühmten Thesenanschlag veranlasste. „Pilgern war im 14. und 15. Jahrhundert sehr beliebt, weil die Vorstellung herrschte, dadurch könnten die Tage im Fegefeuer verringert werden“, sagt Suchowa. Wer kein oder wenig Geld hatte, musste es also gewissermaßen in den Beinen haben.

Um zu beweisen, dass man tatsächlich zu einem Wallfahrtsort gepilgert war, wurden bei der Rückkehr

dem heimischen Priester Pilgerzeichen des jeweiligen Ortes vorgelegt werden. Das bekannteste von ihnen ist sicherlich die Jakobsmuschel, die für den Jakobsweg und Santiago de Compostela steht. Jenes aus Rom zeigt Petrus und Paulus mit einem Schlüssel und das aus Jerusalem gekreuzte Zweige der Stechpalme.

Es gab sogar Berufspilger, die sich für Geld auf den Weg machten

Aus diesen drei bedeutendsten Wallfahrtsorten ist allerdings kein Zeichen in Harburg gefunden worden. Dafür immerhin drei aus Maastricht, eines aus Aachen, eines aus dem englischen Canterbury und eines aus dem schwedischen Vadstena. Das Zeichen aus dem am weitesten entfernten Pilgerort stammt wohl aus Lucca in der italienischen Toskana. Nach heutigen Berechnungen brauchte ein Pilger damals von Harburg aus 113 Tage, um dorthin und wieder zurück zu gelangen. Das bedeutete: rund vier Monate die Familie allein zu lassen und kein Geld zu verdienen. „Für genug Bares konnte aber ein Berufspilger engagiert werden, der den Weg für den Auftraggeber auf sich nahm und ihm dann das Pilgerzeichen überreichte“, weiß Suchowa.

Die Menschen, die durch Harburg pilgerten, machten sich gemäß Suchowas Ausgrabungen hauptsächlich zu Orten in Norddeutschland auf den Weg. Ein ähnliches Ergebnis haben auch Ausgrabungen im Hafen von Stade ergeben, wo vor einigen Jahren 120 Pilgerzeichen ent-



Foto: Kay-Peter Suchowa / AMH

Foto: Martin Eckert / AMH

deckt worden waren. Das deutet laut Suchowa zwar auf eine Präferenz der Pilger für ihren Heimatraum hin, gleichwohl könne nicht gesagt werden, woher sie genau stammten. „Aber sie waren natürlich Christen und eher männlich als weiblich, denn es war damals nicht gern gesehen, dass Frauen alleine reisen.“ Außerdem sei das Reisen aufgrund von Straßenräubern viel gefährlicher als heute gewesen.

Mit Abstand die meisten Pilgerzeichen, die in Harburg gefunden wurden, stammen aus Bad Wilsnack im heutigen Bundesland Brandenburg, nämlich zehn. Sie zeigen drei stilisierte Hostien, in denen die Kreuzigung, die Marterung und die Auferstehung Jesu dargestellt sind. Sie erinnern an das „Hostienwunder“, das sich 1383 in dem Ort zugetragen haben soll. Damals ließ Ritter Heinrich von Bülow Ort und Kirche niederbrennen. In der Ruine sollen auf dem Altar drei mit Blut befleckte Hostien gefunden worden sein, die das Feuer nicht erfasst hatte. Aufgrund dieser „Blutwunderhostien“ stellte Papst Urban VI. Wilsnack einen Ablassbrief zum Wiederaufbau der Kirche aus, der St.-Nikolai-Kirche. Sie steht heute noch und beheimatet einen Schrein mit den Hostien.

„Man muss hier wie auch in anderen Fällen von solchen Wundern unterscheiden zwischen dem historischen und dem religiösen Wahrheitsgehalt“, erläut-

tert Kay-Peter Suchowa. „Wenn etwas jahrhundertlang angebetet wird, wird es für die Gläubigen zu einer Reliquie.“ Freilich versprach die Erhebung zu einem Wallfahrtsort auch einträgliche Geschäfte – damals wie heute. „Es war ein Zusammenspiel mit den weltlichen Fürsten“, so Suchowa. „Es kamen viele Besucher in den Ort, die dort übernachteten und einkehrten. Und Pilgerzeichen kauften, die damals eine Massware waren. Es ging seinerzeit auch um Tourismus – wie heute.“

Bad Wilsnack zählte 40 000 Pilger pro Jahr

Bad Wilsnack sei im 14. Jahrhundert der bedeutendste Pilgerort Norddeutschlands gewesen, habe jährlich 40 000 Wallfahrer gezählt, so Suchowa. Hin- und Rückreise dauerten von Harburg aus rund zehn Tage. Als ein Hauptwallfahrtsort ermöglichte es zudem einen hohen Ablass an Tagen im Fegefeuer. Viel mehr als etwa Tangermünde, das nur ein untergeordneter Transitwallfahrtsort war, oder Bremen, weiteren Pilgerzielen in Norddeutschland.

Nur ein Pilgerzeichen ist aus dem schleswig-holsteinischen Marienwohlde nahe Mölln in Harburg gefunden worden. Dabei gewährte eine Wallfahrt dorthin

Der Archäologe Kay-Peter Suchowa bei den Ausgrabungen in der Harburger Schloßstraße. Insert: Eines der entdeckten Pilgerzeichen aus Bad Wilsnack.



Foto: Torsten Weise / AMH

vollkommenen Ablass. Hin- und Rückweg dauerten überdies nur vier Tage. Dort war im 14. Jahrhundert ein Kloster des von Birgitta von Vadstena begründeten Erlöserordens errichtet worden, aus dem die Nonnen allerdings in den 1530er Jahren flohen. „Das Kloster war nur 89 Jahre katholisch und insofern für Pilgerreisen und Ablass interessant. Diesem kurzen Zeitraum entsprechend gab es wahrscheinlich einfach weniger Pilgerzeichen“, vermutet Suchowa.

Aus dem Bereich des heutigen Erzbistums Hamburg stammen noch zwei weitere Pilgerzeichen: eines aus dem südlich von Kiel gelegenen Bordesholm und ein fragmentiertes aus Sternberg, dem laut Suchowa bedeutendsten Pilgerort in Mecklenburg.

Die übrigen Pilgerzeichen, die in Harburg gefunden wurden, stammen aus Wallfahrtsorten in Thüringen, etwa Elende und Hülfsenberg, dem westfälischen Stromberg, dem hannoverschen Stadtteil Hainholz, Sankt Joost bei Cuxhaven, dem ebenfalls niedersächsischen Bad Münster, dem hessischen Gottsbüren und dem wie Bad Wilsnack in Brandenburg gelegenen Harlinger Berg.

„Viele Bauherren sind nicht begeistert, wenn wir kommen“, berichtet Kay-Peter Suchowa. Wenn er und seine Kollegen anrücken, dann müssen die Bautätigkeiten nämlich erst einmal ruhen. Außerdem muss der Bauherr auch noch die Ausgrabungen finanzieren.

„Da gilt es, die Bauherren mit an Bord zu holen. Manche gewinnen auch mit der Zeit Interesse an den Ausgrabungen.“ So war es auch, als er vor mehr als zehn Jahren begann, in der Schloßstraße zu graben.

„Die Schloßstraße zählt zu den am besten erforschten mittelalterlichen und neuzeitlichen Straßenzügen Deutschlands“, sagt Suchowa. Sie habe einst von der hohen – und daher trockenen und besser bebaubaren – Geest durch ein sumpfiges Vorland am Elbufer auf eine Insel geführt, auf der das herzogliche Schloss

stand. „Entlang dieser Verbindung sind im 12. und 13. Jahrhundert Erdhügel, sogenannte Wurten, aufgeschüttet worden, auf denen gesiedelt werden konnte.“ Auf ihnen seien auch Gasthöfe errichtet worden, in denen Pilger übernachteten und auf die Fähre zum nördlichen Elbeufer warteten. „Die meisten Pilgerzeichen haben wir in Arealen gefunden, in denen sich früher ein Innenhof einer Gastwirtschaft befand.“ Dort hätten sie die Pilger verloren, beispielsweise auf dem Weg zur Latrine.

Im 16. Jahrhundert bricht in Norddeutschland im Zuge der Reformation das Pilgerwesen

abrupt ab. Zudem beendete das Konzil von Trient (1545 bis 1563) den Ablasshandel, womit ein Anreiz zum Pilgern auch für Katholiken entfiel. Viele Pilgerzeichen sind übrigens verbogen, was die Zuordnung oftmals erschwert, da die Darstellungen kaum zu erkennen sind. „Wir fragen uns, ob das Zufall oder Absicht ist“, sagt Suchowa. Einige seien regelrecht zerknüllt worden, was möglicherweise

auf eine Abkehr von der katholischen Kirche hindeute.

Heute ist Pilgern stark in Mode gekommen, gerade zur Osterzeit mit ihren angenehmen Temperaturen. Meist werden jetzt aber ferne Ziele wie Lourdes, Assisi oder Santiago de Compostela aufgesucht. In den spanischen Wallfahrtsorten ist Suchowa übrigens selbst schon vom portugiesischen Porto aus gepilgert. Die Strecke sei recht frequentiert gewesen, er sei praktisch nie allein unterwegs gewesen, berichtet er. „Im 15. Jahrhundert wurde aber noch weitaus mehr gepilgert.“ ●

»Es ging auch um Tourismus – wie heute.«

KAY-PETER SUCHOWA

PILGERORT STERNBERG

Das mecklenburgische Sternberg, aus dem dieses Pilgerzeichen-Fragment stammt, war wie Bad Wilsnack durch ein „Hostienwunder“ zum Wallfahrtsort geworden. Allerdings war dies mit einem Prolog verbunden. 1492 hatte der Vikar Peter Däne behauptet, die Frau eines Juden habe ihm geschändete und blutbefleckte Hostien übergeben. Aufgrund dieses angeblichen Hostienfrevels wurden daraufhin 27 Juden auf Scheiterhaufen verbrannt und die übrigen Juden des Landes verwiesen. Später gestand Däne unter Folter, dass er selbst die blutbefleckten Hostien dem Juden gegeben hatte. Daraufhin starb auch der Priester auf dem Scheiterhaufen. Die Hostien aber wurden in der Sternberger Stadtkirche bewahrt zur religiösen Verehrung.

Die Show ist noch nicht vorbei

An Ostern wird **das Leben gefeiert**. In Haus Ohrbeck bei Osnabrück ist es **ein Fest für alle Generationen**. Pastoralreferentin Stefanie Lübbers gestaltet diese Kar- und Ostertage mit. Unter einem **Motto**, in dem viel **Hoffnung mitschwingt**: „da kommt noch was“.

Von Anja Sabel

Frau Lübbers, was ist so reizvoll daran, Ostern nicht zu Hause, sondern mit vielen anderen Menschen in einem Bildungshaus zu feiern?

Die Kar- und Ostertage in Haus Ohrbeck sind eine Traditionsveranstaltung – etwas ganz Besonderes. Es gibt Leute, die seit Jahrzehnten daran teilnehmen. Seit einigen Jahren sind wir auch offen für Familien, denn Erwachsene, die schon öfter hier waren, hatten sich gewünscht, Ostern sowohl mit der Familie zu verbringen als auch Zeit zu haben, den eigenen Glaubens- und Lebensfragen nachzugehen. Das muss sich nicht widersprechen. Es ist möglich, Ostern generationenübergreifend zu feiern.

Was genau planen Sie?

Wir haben mehr als 80 Anmeldungen – sind also eine große Gruppe. Die Erwachsenen teilen sich auf vier Workshops auf, in dieser Zeit gibt es eine Kinderbetreuung. Wir bereiten uns auf die Liturgien am Gründonnerstag, Karfreitag und in der Osternacht vor, beschäftigen uns mit Bibelstellen, gestalten die Osterkerze und feiern Gottesdienst. Ines

Wallenhorst, Referentin im Bereich „Geistliches Leben“ im Seelsorgeamt Osnabrück, wird auf Wunsch auch wieder eine geistliche Begleitung anbieten.

Das Motto heißt in diesem Jahr „da kommt noch was“. Hoffnung zu haben – ziemlich schwierig in diesen scheinbar hoffnungslosen Zeiten, oder?

Manchmal frage ich mich, ob dieser Scheck mit der Hoffnung noch gedeckt ist. Aber wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. An den Kar- und Ostertagen verknüpfen wir die Lebensgeschichten der Teilnehmer und die biblischen Geschichten miteinander – ein guter Teppich, auf dem man weitergehen kann. Nehmen Sie die Noah-Geschichte. Der Olivenzweig im Schnabel der Taube, die von Noah geschickt wurde, um Land zu suchen

»Alle hatten Anteil am Osterlicht.«

PASTORALREFERENTIN STEFANIE LÜBBERS

– er steht für Zukunft und Hoffnung auf ein friedvolles Miteinander und einen Neuanfang. Wer zum Beispiel die Flutkatastrophe im Ahrtal erlebt hat, weiß, was es heißt, auf dem Dach zu sitzen, während das Wasser steigt.

Das Motto regt auf jeden Fall an, sich mit eigenen Lebensfragen zu beschäftigen.

Ja, und sich vielleicht auf ein Wortspiel einzulassen: Da kommt noch was. Das kann sich hoffnungsvoll anhören: Ich gebe noch nicht auf, weil auch in den dunklen Ecken des Lebens noch ein zartes Pflänzchen wächst. Für manche dagegen ist es eher negativ besetzt: Oh Gott, da kommt noch was!

Auch die Lesungen in der Osternacht erzählen von Veränderungsprozessen im Erleben mit Gott. Wir haben uns in diesem Jahr entschieden, die Erzählung von Abraham, den Gott auffordert, seinen Sohn Isaak zu opfern, in eine Gruppenarbeit zu geben. Harte Kost, aber dahinter steckt der Gedanke: Es ist nicht das Ende der Geschichte, dass Gott dieses Opfer fordert. Der Text regt zum Nachdenken an, zum Bei-





Foto: Thomas Osterfeld



Foto: Anja Sabel

Karfreitagsstation auf dem Friedhof: Teilnehmer der Kar- und Ostertage in Haus Ohrbeck. Stefanie Lübbers mit der im vergangenen Jahr gestalteten Osterkerze.

spiel: Wie weit gehe ich mit mir selbst, mit meinen Kindern, mit meinen Zielen?

Worum geht es in den Workshops?

Ein Beispiel: Ich leite einen Workshop mit dem etwas kryptischen Titel „Elvis has left the building“. Durch einen Film bin ich darauf gekommen und finde: Das passt gut zu Ostern: „Jesus has left the building – heißt, Jesus ist von der Bildfläche verschwunden, vom Kreuz, die Show ist vorbei. Oder kommt da noch was? Wir werden uns austauschen über eigene verrückte Geschichten und das Gefühl, etwas verpasst zu haben. Und überlegen: Was können wir aus Momenten lernen, in denen das Licht auf der Bühne plötzlich aus ist? Wie kommen wir in solchen Situationen auf gute Gedanken und zu der Hoffnung, dass da noch was kommt?

Welches Erlebnis hat Sie besonders berührt?

Wir bringen am Sonntagmorgen immer die Osterkerze aus der Aula, wo wir die Osternacht gefeiert haben, in die Kapelle, wo sie dann das ganze Jahr steht. Im vorigen Jahr

haben wir das in einer Menschenkette zelebriert, aufgestellt nach dem Alter. Die ältesten Personen waren in der Kapelle, die jüngsten in der Aula, und die Osterkerze ging einmal durch alle Hände. Das war logistisch herausfordernd, aber sehr berührend. Alle hatten Anteil an diesem Licht, egal wie nah sie der Kirche stehen.

Was nehmen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit nach Hause?

Viele erzählen, dass sie einen neuen Blick auf bestimmte Lebenserfahrungen gewonnen haben, dass sie froh waren, nicht allein zu sein, Freunde wiedergetroffen und Gottesdienste in anderer Form erlebt zu haben.

Wenn man mit Menschen durch die Dynamik der Kar- und Ostertage geht, in den Zweifel und die Fragwürdigkeit von Dingen hinein und auch wieder heraus – das stärkt möglicherweise die Resilienz und ist eine Kompetenz, die sich im Alltag anwenden lässt. Hier ist ein Ort, an dem Menschen miteinander Widersprüche verhandeln und aushalten – und die trotz allem am Ostersonntag die Osterfreude teilen und einfach das Leben feiern. ●

IDEEN ZUR GESTALTUNG DER KAR- UND OSTERTAGE:

- Backen Sie Osterbrote und/oder Osterlämmer auch zum Verschenken. Beim Überreichen an der Tür müssen Sie nicht die ganze Abendmahlsgeschichte erzählen, sondern sagen zum Beispiel: „Gründonnerstag ist für uns ein Tag, an dem wir teilen; wir wollten einfach mal danke sagen.“
- Laden Sie am Gründonnerstag mehrere Leute zum Essen ein und schauen Sie, was passiert. Haben Sie keine Angst, es gibt kein Richtig oder Falsch.
- Setzen Sie sich mit dem Ritual der Fußwaschung auseinander. Sie müssen keine Füße waschen, sondern können auch über die Idee dahinter nachdenken: Wie stelle ich die Sichtweise der Welt auf den Kopf? Was kann ich anders machen? Es geht um die Umkehr von Machtverhältnissen.
- Bekleben Sie leere Streichholzschachteln mit weißem Papier, bemalen sie bunt, beschriften mit einem schönen Gedanken oder Bibelvers. Ideal zum Weiterverschenken, auch zusammen mit einer Osterkerze.
- Suchen Sie bei einer Radtour Wegekreuze auf oder besuchen Sie Gedenkstätten.
- Basteln Sie am Karfreitag mit Ihren Kindern Kreuze und suchen Sie dafür Material in der Natur. Sie können auch gemeinsam die Texte in der Kinderbibel lesen und mit Spielzeug das Gehörte nachbauen.
- Sammeln Sie Steine (Karfreitag), gestalten Sie sie kreativ (Karsamstag) und verschenken Sie die bemalten Steine als Ostergruß (Ostersonntag, Ostermontag).
- Unternehmen Sie am Ostersonntag eine Fahrradtour zu verschiedenen Kirchen und schauen Sie sich die Osterkerzen an. Oder gehen Sie am Ostersonntag über einen Friedhof mit der Frage: Glaube ich an ein Leben nach dem Tod?

Neues auf unserer Homepage

Jeden Donnerstag um 12 Uhr: Was uns diese Woche bewegt. Redaktionsmitglieder erzählen: aussicht-online/tag/was-uns-bewegt

Ein Jahr lang Geburtstag feiern: Der Kirchenbote wird 100 Jahre alt. www.100-jahre-kirchenbote.de

Ehrenamtliches Engagement: Wen sollte die Caritas auszeichnen?

Kirchliche Statistik: Wie sich die Mitgliederzahlen im Bistum Osnabrück verändern

Passion: Chöre bringen Meisterwerk auf die Bühne

www.kirchenbote.de



Foto: KLJB

Neuer Vorstand

Die Katholische Landjugend-Bewegung (KLJB) im Bistum Osnabrück hat einen neuen Vorstand. Von links: Isabell Abeln, Luca Korte, Hanna Koop, Enrico Menke, Kristian Pohlmann, Rouven Hüsing und Clarissa Dohm. Bei der Diözesanversammlung vor wenigen Tagen ging es auch um das Bundestreffen, das vom 6. bis 9. August in Vrees stattfindet. Mehr dazu unter www.kirchenbote.de

Persönliches aus dem Bistum Osnabrück

Hans-Werner Rübiger, bis Ende 2010 Pfarrer von Riemsloh und St. Annen (Melle), feiert am 10. April goldenes Priesterjubiläum. Nach seiner Weihe war er zunächst Präfekt und Lehrer in Aachen, ab 1985 dann Pfarrer in Glandorf-Schwege und Seelsorger an der Landvolkhochschule Oesede. Nach einer kurzen Station in Bremen (St. Thomas) ging es für ihn nach Nortrup, dann nach Melle. Seinen Ruhestand verlebt er seit einiger Zeit im Rheinland.

Nathalie Jelen hat als Pastoralreferentin in der Pfarreiengemeinschaft Diepholz/Barnstorf/Sulingen begonnen. Zuvor war sie in der Berufungspastoral des Bistums und in der Hochschulgemeinde in Bremen tätig. **Ellen Lübke** arbeitet seit dem 1. März als Jugendreferentin im Gemeindedienst in der Pfarreiengemeinschaft Sögel/Berßen/Hüven/Spahnharrenstätte/Stavern/Werpeloh.

Kruse Thevarajah beendet seine Tätigkeit als Pastor in

der Osnabrücker Pfarrei Heilig Kreuz und als Dekanatsjugendseelsorger und wird für eine Sabbatzeit freigestellt.

Ansgar Stolte ist von der Leitung der Diözesanstelle Berufe der Kirche entpflichtet worden. Er bleibt Pfarrer in Diepholz/Barnstorf/Sulingen.

Bernhard Brinkmann übernimmt die Aufgabe als Moderierender Priester in der Pfarreiengemeinschaft Bad Rothenfelde/Hilter/Borgloh/Wellendorf. Seine weiteren Aufgaben im Bistum bleiben davon unberührt.

Verena Rhein wird am 1. Juni Gemeindereferentin in der Pfarreiengemeinschaft Emden/Borkum mit Dienstsitz auf Borkum. Am 1. Juli 2027 übernimmt sie die Aufgabe der Pfarrbeauftragten.

Andreas Robben hat die Leitung der Pfarreiengemeinschaft Aurich/Neustadtgödens/Wiesmoor/Wittmund abgegeben. Er bleibt als Pastor vor Ort tätig.

Bitte beachten Sie unsere Beilage Förderkreis der Schwestern Maria.

— ANZEIGEN —

Was GUT ist, darf BLEIBEN!

Höhere Handelsschule Fachoberschule Wirtschaft

► Klare Struktur ► Bewährtes Konzept
► Anerkannt bei Betrieben

Mach ein DATE mit uns!

www.voelker-schule.de

Völker-Schule
Ausbildung mit seit 75 JAHREN

BUDDE GRABMALE
IHR STEINMETZ FÜR DAS BESONDERE GRABMAL
Lieferung im Umkreis von 150 km ohne jeden Aufpreis

Besuchen Sie eines der größten Grabmalgeschäfte Deutschlands.

Spliederstr. 41 • 48231 Warendorf
02581 3076 • www.budde-grabmale.de

Jetzt **kostenfrei** unseren 186-seitigen Katalog anfordern.

Kloster auf Zeit

Nach mehr als 25 Jahren Kloster ist **Schluss auf Lage**: Das Bistum verkauft die **sanierungsbedürftige Kommende**, die Franziskanerbrüder werden **ausziehen**. Die Gemeinde trauert um den Verlust des Konvents, insbesondere um **Bruder Bernhardin**.

„Gut erhaltene Bausubstanz“: So wurde die Kommende Lage in Rieste im Norden von Osnabrück kurz nach einer Gemeindeversammlung auf Immobilienportalen angepriesen. Doch leider ist die Bausubstanz nicht gut genug, als dass das Bistum die notwendige Sanierung finanziert. „Die erheblichen Aufwände können wir nicht mehr tragen“, sagte Generalvikar Ulrich Beckwermert. Das heißt: Die Kommende ist so schimmelbefallen, dass das Bistum die Sanierung nicht finanzieren möchte. Auf ungefähr zehn Millionen Euro werden die Kosten geschätzt. Unmittelbar neben der Kommende fließt die Hase und sorgt für konstante Feuchtigkeit.

Die seit 2021 hier lebenden Franziskaner haben sich schon aus einigen Gebäudeteilen zurückgezogen, um keiner Gesundheitsgefahr ausgesetzt zu sein. Nun soll die Kommende verkauft werden. Kein Raunen geht nach diesen Worten durch die Versammlung in der Wallfahrtskirche, doch dann zitiert Beckwermert die Franziskaner-Minoriten: „Wenn diese Immobilie veräußert wird, dann führt das dazu, dass wir diesen Ort verlassen.“ Jetzt raunt die Menge doch. Beckwermert beschwichtigt die sichtlich bewegten Menschen: Das Bistum möchte ein pastorales Team schicken, um die Wallfahrt und die Seelsorge weiter zu betreuen. Doch: Das Priesterseminar ist leer.

Auch Franziskanerbruder Maximilian M. Bauer war „sprachlos“, als er von Bischof Dominicus Meier informiert wurde, dass das Bistum die Kommende nicht halten kann. Doch einfach ins Pfarrhaus umziehen möchten die Franziskaner nicht: „Wir sind keine Pfarrhausgemeinschaft. Ein Pfarrhaus genügt für ein konventuales Leben nicht“, sagt Bruder Maximilian. Schon der Einzug 2021 war stark mit der Immobilie verbunden. Und wenn die Franziskaner keine Kommende bekommen können, bekommt die Kommende auch keine Franziskaner.

Wann die Ordensleute das Kloster verlassen müssen, ist noch unklar. Vor allem der baldige Verlust von Bruder Bernhardin seither bewegt die Gemeinde. Alfred Haakmann, Gemeindeglied, bedauert den Weggang sehr. „Rein menschlich ist er einmalig“, sagt Haakmann, und: „Ich garantiere, dass die Kirche statt voll nur noch halb voll ist, wenn er nicht mehr da ist.“ Er fügt hinzu: „Das Gemeindeleben ist dann kaputt.“

»Das Gemeindeleben ist dann kaputt.«

ALFRED HAAKMANN, GEMEINDEMITGLIED



Gemeindeglied Sonja Revermann ist sich sicher, dass „die jungen Leute den Weg zur Kirche nicht wiederfinden werden“. Hätte es Bruder Bernhardin nicht gegeben, ihre Söhne wären nicht zur Kommunion gegangen, sagt sie. Sie wird die Ansprechpartner „in allen Lebenslagen“ vermissen und sagt, dass das „Gemeindeleben hier ganz schwierig wird, wenn die gehen“.

Die Finanzdirektorin des Bistums, Astrid Kreil-Sauer, betont, dass das Bistum die denkmalgeschützte Kommende nur an „verträgliche“ Investoren verkauft. Damit meint sie: keine kirchenfeindliche Nutzung. 999 000 Euro ruft das Bistum für Gebäude und Grundstück auf. Generalvikar Beckwermert ist optimistisch gestimmt: „Investoren sind auch Menschen. Vielleicht gibt es da einen, der sagt: ‚Ich bin katholisch, das bedeutet mir etwas.‘“

Doch auch nach einstündiger Veranstaltung ist nicht alles gesagt: Viele Menschen unterhalten sich – auf dem Weg zum Parkplatz oder während sie ihre Fahrräder aufschließen. Sie sprechen über die Zukunft der Kommende – den Ort, der ihnen so sehr am Herzen liegt.

// ANTON KENSBOCK

Volle Pfarrkirche: Zur Informationsveranstaltung kamen viele Gemeindeglieder.

Österlicher Glanz

Ob auf Eiern oder auf Holz: **Susanne Engelmann-Kittel malt** leidenschaftlich gern **Ikonen**. Frei Hand zeichnet sie detailgetreu Heilige und biblische Erzählungen – und führt damit ein **jahrhundertealtes Kunsthandwerk** fort.

Warm und prächtig. So glänzen die Ikonen im Esszimmer von Familie Engelmann, wenn die Sonne darauf scheint. Es sind die Momente, in denen Susanne Engelmann-Kittel innehält, zur Ruhe kommt. In den Anblick ihrer Ikonen versinkt sie gern. „Der goldene Hintergrund hebt die Bilder aus dem Weltlichen heraus und bringt sie auf eine göttliche Ebene“, erzählt die Twistringerin begeistert.

Etwa 80 Ikonen hat sie bereits gemalt. Sie hängen im Hausflur der Familie, im Wohnzimmer, Esszimmer oder im Schlafzimmer. Vor allem Marienbildnisse aber auch Abbildungen von Heiligen oder Szenen der Bibel sind dort zu sehen. Ihr liebtes Motiv: die stillende Madonna, die Mütterlichkeit ausstrahlt.

Die Ikonenmalerei, die die pensionierte Kunstlehrerin seit 30 Jahren betreibt, ist ein ungewöhnliches Hobby. „Viele Menschen können damit leider nichts mehr anfangen“, sagt sie. Die goldglänzenden Kunstwerke seien eine jahrhundertealte Tradition der orthodoxen Kirchen und hier eine Art Mittler zwischen den Menschen und

Gott, erklärt die 75-Jährige: „Eine Ikone ist ein Transportmittel, sie transportiert die Botschaft, die abgebildet ist.“ Sie sagt, durch die Ikonenmalerei habe auch sie einen neuen Zugang zum Glauben erhalten: „Ich setze mich mit den Motiven auseinander, entwickle einen

persönlichen Zugang. Was wurde gemalt und wie? Das muss alles einen Sinn ergeben.“

Auf einer Studienreise 1971 nach Moskau haben Susanne Engelmann-Kittel und ihr Mann Theodor zum ersten Mal Ikonen gesehen. In der Kirche eines orthodoxen Klosters hingen unzählige „wunderbare alte“ Ikonen, wie die Katholikin lächelnd erzählt: „Das war sehr beeindruckend und prächtig.“ 20 Jahre später flammt diese Begeisterung bei einem Griechenlandurlaub wieder auf. Dort war für sie klar: „Ich möchte eigene Ikonen malen.“ Sie meint: „Es ist in griechischen Kirchen leichter, den Himmel zu spüren. Durch die Ikonen fühlt man sich geborgen und umschlossen, man ist umgeben von ihrer Schönheit. Das ist sehr emotional.“

Für ein paar Wochen versinkt sie in ihrem Werk

Nach und nach eignet sie sich das Kunsthandwerk an. Alte Bretter aus Schränken oder Bügelbrettern dienen als Unterlage für die ersten Bilder, später kommt Holz aus alten Kirchenbänken der Marhorster Kirche dazu. Die fertigen Werke bestehen aus Holz, Leinen, Kreidegrund, Tonerde, Blattgold und Tempera-Farben. Ehemann Theodor hilft beim Schleifen und Polieren.

Ikonenmalen ist zeitaufwendig. Hat sie ein Motiv ausgewählt, versinkt Susanne Engelmann-Kittel ein paar Wochen in ihrem Werk. Motive, Farben, Formen, Gesichtsausdrücke – alles müsse stimmen, erklärt sie. Denn sie malt, was unzählige Meister bereits vor ihr gemalt haben. Ihre Motive findet sie in Büchern oder direkt in Griechenland. Hier hat sie vor einigen Jahren auch ihr zweites Hobby entdeckt: Ikonenbilder auf Eiern. Diese Eier, erklärt sie, hingen in orthodoxen Kirchen an Kronleuchtern. „Je prächtiger die Kirche, desto üppiger die Eier.“ Das habe sie fasziniert. Mittlerweile gibt es die bemalten Eier rund um das Osterfest auch bei Familie Engelmann im Wohnzimmer. Egal ob auf Straußeneiern oder Gänseeiern – Susanne Engelmann-Kittel hat vielfältige kleine Kunstwerke geschaffen.

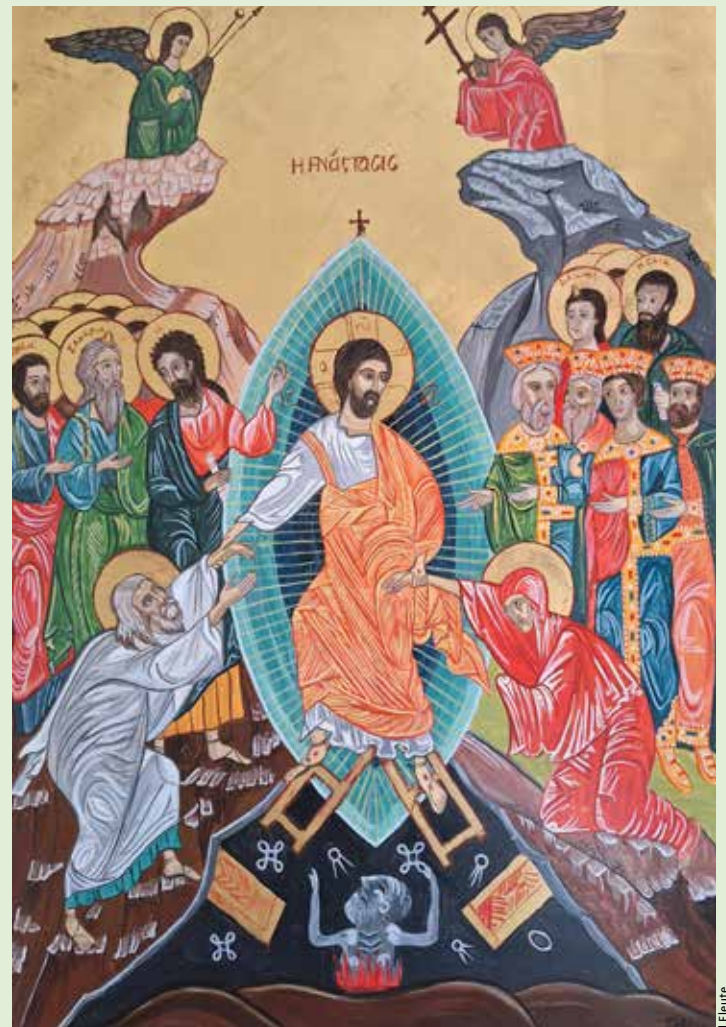
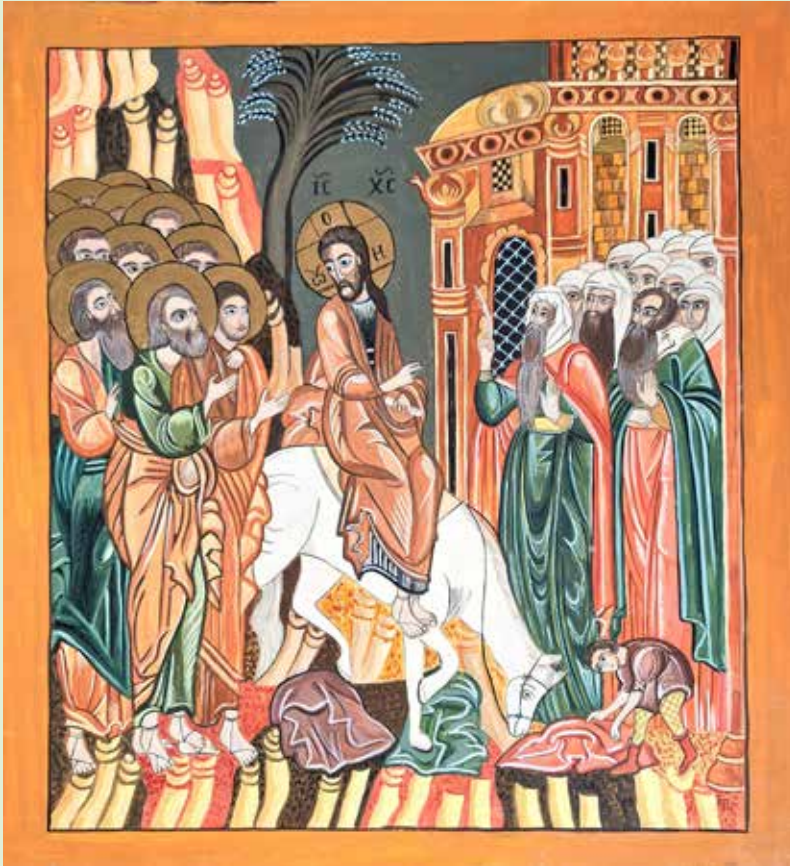
Als Motiv nimmt sie auch hier am liebsten die Mutter Gottes mit dem Kind, diesmal aus ganz praktischen Gründen: „Sie bildet mit dem Kind ein Oval, das füllt das Ei am besten“, erklärt sie mit fachmännischem Blick. Ehemann Theodor ergänzt: „Das ist immer ein schöner Moment. Wenn wir die Eier herausholen, sie im Korb liegen oder im Regal stehen, dann ist Ostern.“

// ASTRID FLEUTE



Foto: Astrid Fleute

Auf Straußen- oder Gänseeiern hat Susanne Engelmann-Kittel aus Twistringen-Marhorst filigrane Ikonen-Kunstwerke gemalt. Jedes Jahr zu Ostern wird dieser besondere Osterschmuck hervorgeholt.



Auch zum Hochfest Ostern gibt es verschiedene Festtagsikonen. Folgende Motive hat Susanne Engelmann-Kittel bereits gemalt: den Einzug Jesu nach Jerusalem am Palmsonntag (oben links), die Kreuzigung Jesu (oben rechts), die Grablegung Jesu (unten links) und die Auferstehung des Herrn (unten rechts)

Manuela Antes
(links) fühlt sich
bei Pflegefachkraft
Anja Thomsen in
guten Händen.



„Aber erstmal leben sie“

Im **Michaelis Hospiz** in Hildesheim sind Menschen am **Ende ihre Lebens** in guten Händen. Sie werden vom Team des Hospizes **liebevoll und kompetent** umsorgt.

Von Wiebke Barth

Ruhig und umgeben von Bäumen, am Ende einer unscheinbaren Asphaltstraße, liegt das Michaelis Hospiz Hildesheim. Vor einem Jahr, im März 2025, wurde das erste ökumenisch getragene Hospiz in Niedersachsen eröffnet, noch im gleichen Monat waren alle zehn Plätze belegt. Hier verbringen Menschen die letzten Tage, Wochen oder Monate ihres Lebens. Sie kommen, wenn keine Heilung mehr möglich ist. Trotzdem ist das Michaelis Hospiz kein bedrückender Ort. „Ja, die Menschen sterben hier“, sagt Pflegefachkraft Anja Thomsen. „Aber erstmal leben sie. Es wird geweint, aber es wird auch viel gelacht.“

Der Tod ist nicht das Ende

Anja Thomsen gehört seit dem ersten Tag zum Team. Sie hat auch zuvor schon mit Sterbenden zu tun gehabt, im Krankenhaus, im Altenheim und bei der Begleitung schwerst mehrfach behinderter Kinder. Auch wenn die Schicksale sie bewegen: „Es gibt einen

Unterschied zwischen Mitfühlen und Mitleiden“, sagt Thomsen. Was ihr hilft, sind Gespräche mit Kolleginnen und Kollegen und ihre Überzeugung: „Für mich ist klar, dass der Tod nicht das Ende ist.“

Manuela Antes ist Anfang Februar in das Hospiz eingezogen, als es zu Hause auch mit Unterstützung ihrer Tochter nicht mehr ging. Im Hospiz fühlte sie sich vom ersten Tag an in guten Händen. „Alle hier, von der Küche bis zur Raumpflegerin, haben einen Orden verdient“, sagt Antes.

Wenn sie von ihrem Weg berichtet, fließen immer wieder Tränen. Und trotzdem: „Meinen Humor habe ich nicht verloren“, betont Manuela Antes. Sie erzählt von den ersten Symptomen ihrer Krankheit, von den Wochen der Ungewissheit, des Wartens auf Untersuchungsergebnisse, der quälenden Schmerzen und schließlich der Diagnose, die alle Hoffnung auf Heilung zunichtemachte: Krebs der Bauchspeicheldrüse, der nicht mehr operiert werden kann. Der einzige Weg, das Leben noch zu verlän-

gern, war eine „harte Chemo“. Sie ließ sich zuerst darauf ein, aber die Nebenwirkungen waren so unerträglich, dass sie die Behandlung abbrach: „Den Weg gehe ich nicht.“

Der Wille der Gäste zählt

Im Michaelis Hospiz werden Entscheidungen der Gäste respektiert. Nicht nur, wenn es um lebensverlängernde medizinische Maßnahmen geht, sondern auch bei der Gestaltung der letzten Lebenszeit. Hier gibt es keine festen Essenszeiten, kein Wecken für die Morgenroutine. Wer bis mittags im Bett liegen will, kann das tun. Wer statt des vorgesehenen Essens lieber eine Pizza, Fischstäbchen oder Entenbraten möchte: „Das versucht die Hauswirtschaft alles möglich zu machen, wenn auch nicht immer sofort“, sagt Einrichtungsleiterin Andrea Zimmermann.

Manuela Antes sitzt morgens gern mit ihrem Café au Lait auf dem Balkon und schaut den Eichhörnchen zu. Hier, in der



Foto: Wiebke Barth

In der oberen Etage des Hauses liegen die Zimmer der Gäste, alle mit Balkon. Die Gerüste stehen an der Fassade, weil noch eine Außenverschattung angebracht werden soll.

Nachbarschaft von Gut Steuerwald, hatten ihre Großeltern früher einen Bauernhof. Sie kannte die Umgebung schon als Kind, und ist jetzt am Ende des Lebens zurückgekehrt. „Das ist ein großes Glück“, sagt Antes und wischt sich die Tränen von den Wangen.

Es gab einen langen Vorlauf, ehe das Hospiz an diesem Standort Wirklichkeit wurde. Mehr als zehn Jahre dauerte es von den ersten Überlegungen bis zur Gründung der Trägergesellschaft, der Michaelis Hospiz

gGmbH, 2019. Gesellschafter sind die Vinzenz Bernward Stiftung, der Caritasverband für die Diözese Hildesheim, der Caritasverband für Stadt und Landkreis Hildesheim e.V., der evangelisch-lutherische Kirchenkreisverband Hildesheim und das St. Bernward Krankenhaus.

Als die Stelle der Einrichtungsleitung ausgeschrieben wurde, zögerte Andrea Zimmermann nicht. 33 Jahre hatte sie für die Diakonie Himmelsthür gearbeitet, hatte dort ein Konzept für hospizliche und pallia-

tive Arbeit entwickelt. Mit der Gegenwart von Tod und Trauer hat sie gelernt umzugehen. Sie weiß, dass sie Menschen stärken, ihnen Gutes mit auf den Weg geben kann. „Die Gäste wissen das zu schätzen“, sagt Zimmermann, „das ist sehr schön.“

Auf Spenden angewiesen

Für die Plätze im Michaelis Hospiz gibt es eine Warteliste. Die Auswahl der Gäste erfolgt nach medizinischen, aber auch nach sozialen Gesichtspunkten. Religion, Herkunft oder gesellschaftlicher Status spielen keine Rolle. Finanziert wird der Aufenthalt zu 95 Prozent über Kranken- und Pflegekassen. Für die restlichen 5 Prozent ist die Trägergesellschaft auf Spenden angewiesen. Menschen im Alter von 29 bis 101 Jahren waren im ersten Jahr im Michaelis Hospiz zu Gast. Die längste Verweildauer war acht Monate.

Manuela Antes hat sich ein paar Ziele gesetzt, die sie noch erreichen will. Ihren kurz bevorstehenden Geburtstag. Eine Fahrt mit dem Wünschewagen zum Ostseebad Dahme. Und, „wenn der liebe Gott mir diesen Wunsch noch erfüllt“, die Konfirmation ihres Enkels.



Foto: Wiebke Barth

Hauswirtschaftsmeisterin Nicole Dalsch brät Fisch in der offenen Küche. Für das Essen gibt es keine festen Zeiten. Ganz nach Wunsch essen die Gäste in ihrem Zimmer oder im Gemeinschafts-Speiseraum.



Foto: Wiebke Barth

Andrea Zimmermann war schon vor der Eröffnung Leiterin des Michaelis Hospiz und konnte bei der Einrichtung mitreden.

Mehr Informationen zum Michaelishospiz und über die Möglichkeit zu spenden gibt es auf der Homepage www.michaelis-hospiz.de.

Mit Puderzucker bestreut und Siegesfahne, so sieht ein richtiges Osterlämmchen aus.



Foto: Edmund Deppe

Von Osterlämmchen und Osterbrot

Es darf wieder gebacken werden, süß, mit Zucker, Butter und Eiern – denn mit der **Feier der Auferstehung** ist die **Fastenzeit vorbei**. Endlich darf wieder **gut gegessen** werden.

Was am Karfreitag noch verboten war, ist Ostern wieder erlaubt. Die 40 Tage Fastenzeit liegen hinter uns, ein guter Grund, sich zu freuen und zu feiern. Schon im Mittelalter hat sich die Tradition der Osterbrote entwickelt, mal süß, mal herzhaft, oft mit einem Kreuz über den Brotlaib gezeichnet. Weit verbreitet ist auch die Tradition der Osterlämmchen.

„Im Backen drückt sich Lebensfreude aus“, sagt Bäckermeister Godehard Höweling aus Hildesheim-Ochtersum. Für ihn ist Ostern etwas Besonderes. „Ostern ist mit der Auferstehung Christi für mich als Christen das

höchste Glaubensfest“, betont er. Und Ostern ohne Osterlämmchen geht für ihn gar nicht.

Und so läuft in den Tagen vor Ostern bei ihm die Produktion von süßen Osterlämmchen auf Hochtouren. „Für mich gehört so ein Osterlämmchen auf den Ostertisch. Bei uns werden sie nach einem überlieferten Familienrezept gebacken. Mir hat es meine Mutter weitervererbt“, verrät Höweling.

In speziellen Formen gebacken, werden sie anschließend mit weißem Puderzucker bestreut und bekommen noch eine Siegesfahne angesteckt. Dann wandern sie als fertige Osterlämmer in die Auslage und Regale

von Höwelings Laden „Godi's Backstube“. Dort können sie gekauft werden.

Doch 40 Stück sind nicht für den Verkauf bestimmt. Die nimmt der Bäcker jedes Jahr als Spende mit in den Ostergottesdienst. Sie werden während der Feier der Osternacht gesegnet. „Nach dem Gottesdienst nehmen wir sie mit in unser Pfarrheim zum gemeinsamen Osterfrühstück. Sie werden aufgeschnitten und jeder bekommt etwas davon ab“, erzählt Höweling und freut sich auf das gemeinsame Oster-Frühstück.

// EDMUND DEPPE



Foto: Edmund Deppe

Das Rezept für die Osterlämmchen hat Godehard Höweling von seiner Mutter bekommen.

BACKTIPP

Osterlämmchen-Rezept der Bäckerfamilie Höweling

Zutaten:

240 g Butter
200 g Zucker
4 Eier
1 Vanilleschote
200 g Mehl
Abrieb einer halben Zitrone
8 g Backpulver
80 ml Milch
Puderzucker, 1 Siegesfahne
1 Osterlämmchen-Backform

Zubereitung::

Butter und Zucker zuerst schaumig rühren, dann nach und nach die Eier dazugeben. Eine Vanilleschote und den Abrieb einer halben Zitrone einrühren. Das Mehl durchsieben und zusammen mit dem Backpulver unterrühren und zuletzt die Milch. Die Backform gut ausbuttern und den fertigen Teig einfüllen. Die Form in den Backofen schieben und bei 180°C circa 35 bis 40 Minuten backen. Die Stäbchenprobe entscheidet, ob das Osterlämmchen fertig ist. Abkühlen lassen, aus der Form nehmen, mit Puderzucker überstreuen und die Siegesfahne platzieren – fertig ist das Osterlämmchen. Tipp vom Bäckermeister: Alle Zutaten sollten gut temperiert sein.



Foto: Caritasverband Hildesheim / Julia Moras

Gespannt beobachten die beiden Mädchen die Natur. Ob sie auf den Osterhasen warten?

Ostern in der Kita

HILDESHEIM In den Kindergärten laufen die Vorbereitungen auf Ostern auf Hochtouren. Mit kleinen Andachten, einem Kreuzweg durch den Klostergarten und vor allem der altersgerechten Vermittlung der Ostergeschichte stimmen sich die Kinder in den 16 Caritas-Kitas in der Stadt und im Landkreis Hildesheim auf das Osterfest ein. Natürlich dürfen auch bemalte Eier und ein paar Hasenohren nicht fehlen. Die verzierten Eier gibt es dann als kleine Ostergeschenke für die Eltern oder Großeltern. Sie eignen sich als Deko auf dem Frühstückstisch am Ostermorgen oder als Verzierung an einem Osterzweig. (kiz)



Foto: Caritasverband Hildesheim / Julia Moras

Was wäre Ostern ohne verzierte Ostereier?

Auszeichnung für Wolfgang Nolte

TIFTLINGERODE Die höchste Auszeichnung des Kolpingwerkes der Diözese Hildesheim, die Wolfgang-Freter-Plakette, erhielt Wolfgang Nolte im Rahmen der Jahreshauptversammlung der Kolpingsfamilie Tiftlingerode. Zugleich wurde er zum Ehrenvorsitzenden seiner Kolpingsfamilie ernannt. Die Auszeichnungen nahmen Diözesan-Vorsitzender Christoph Kandora und der Tiftlingeröder Vorsitzende Gerd Goebel vor. Kandora beleuchtete ausführlich das Engagement Wolfgang Noltes im katholischen Sozialverband und wies darauf hin, dass der Tiftlingeröder vor 49 Jahren den Antrag zum Bau der Kolping-Ferienstätte auf dem Pferdeberg gestellt habe. „Noltes Traum wurde Wirklichkeit.“ Allein die umfangreichen Grundstücksverhandlungen erfolgreich zu führen, seien eine Meisterleistung gewesen. Zudem sei er Initiator der Duderstädter Gespräche gewesen, die in diesem Jahr zum 37. Mal stattgefunden hätten. Wolfgang Nolte „brenne“ auch heute noch für das Kolpingwerk. (kiz)



Foto: Gerd Goebel

Kolping-Diözesanvorsitzender Christoph Kandora (rechts) überreicht Wolfgang Nolte für sein Engagement die Wolfgang-Freter-Plakette.

NACHRUF

Heimat in der Katholischen Kirche gefunden

BARDOWICK Im Alter von 73 Jahren verstarb am 10. März Pastor i. R. Dirk Sachse im Hospiz in Bardowick. Geboren wurde Sachse am 24. März 1952 in Leer. Nach dem Studium der evangelischen Theologie wurde er 1982 in Hamburg in den evangelisch-lutherischen Pfarrdienst ordiniert und wirkte in verschiedenen Kirchengemeinden als Pastor. Seine Suche nach einem Ort im kirchlichen Dienst führte ihn weiter – zunächst zur anglikanischen Kirche und schließlich zur römisch-katholischen Kirche, in die er 1993 konvertierte. 1995 wurde er in Hildesheim zum Priester geweiht und wirkte unter anderem in Wunstorf, Osterode, Lüchow, Hitzacker, Salzgitter-Lebensstedt und schließlich in Lüneburg und Bleckede, wo er im Jahr 2020 in den Ruhestand verabschiedet wurde. Bis zuletzt unterstützte er dort weiterhin das Seelsorgeteam. (kiz)

EINLADUNG

Chrisammesse am 1. April

HILDESHEIM Unter dem Motto „Kein Scherz: Du bist Gott wichtig!“ lädt Bischof Heiner besonders die Jugendlichen des Bistums zur Chrisammesse am Vorabend des Gründonnerstags in den Hildesheimer Mariendom ein. Dieser Tag fällt in diesem Jahr auf den 1. April. Ab 14 Uhr gibt es auf dem Domhof Gelegenheit zur Begegnung. Jugendverbände, Einrichtungen und Projekte stellen sich vor, bieten Kreatives, Köstliches oder auch Sportliches an. Um 15 Uhr treffen sich alle Ministranten und Ministrantinnen im Großen Saal im Generalvikariat, um die verschiedenen liturgischen Dienste zu verteilen. Nach der Chrisammesse, die um 17 Uhr beginnt, gibt es auf dem Domhof noch einen kleinen Imbiss und Getränk. (kiz)

Von Krieg, Dilemma und Frieden

Interview mit dem katholischen Friedensforscher **Christian Braun** über die Legitimität des **Angriffs der USA und Israels** auf das Mullah-Regime im Iran aus kirchlicher Sicht.



Christian Braun in der Bibliothek des Instituts für Theologie und Frieden in Hamburg.

Christian Braun leitet das Institut für Theologie und Frieden (IThF) und das Zentrum für ethische Bildung in den Streitkräften (Zebis) in Hamburg. Der gebürtige Saarländer promovierte an der Universität Durham im Vereinigten Königreich über Aspekte des „gerechten Krieges“ mit einer politikwissenschaftlichen Dissertation und war anschließend an der britischen Militärakademie in Sandhurst, am King's College in London und an der Radboud Universität im niederländischen Nijmegen tätig (siehe Neue Kirchenzeitung Nr. 23/2025).

Von katholischer Seite ist der Angriff auf den Iran kritisiert worden. Welche Kriterien liegen dem zugrunde?

Man muss unterscheiden zwischen der völkerrechtlichen und der ethischen Bewertung. Aus beiden Perspektiven ist dieser Krieg nicht legitim. Vom Heiligen Stuhl wird stark die völkerrechtliche Perspektive eingenommen. Denn es gibt in der katholischen Lehre die Betonung des Völkerrechts. Also Frieden durch Recht. Und das ist natürlich auch ein ethisches Argument. Dahinter steht der Wunsch, dass man einen weltweiten Frieden durch eine regelbasierte Ordnung herstellen kann. Da wird es dann kritisch, wenn Staaten wie Israel und die USA diese regelbasierte Ordnung aushöhlen, indem sie das Völkerrecht brechen.

Und wie sieht es aus der Perspektive der katholischen Ethik aus?

Aus dieser Perspektive gibt es sechs Kriterien, die eine mögliche Gewaltanwendung rechtfertigbar machen: legitime Autorität, gerechter Grund, gerechte Absicht, Verhältnismäßigkeit, letzter Ausweg und Chance auf Erfolg. Alle sechs müssen erfüllt sein. Ein gerechter Grund ist aus katholischer Lehre heraus nur die Selbstverteidigung und unter strikten Bedingungen möglicherweise die „Responsibility to Protect“, also die internationale Schutzverantwortung.

Und inwiefern ist die in diesem Fall nicht gegeben?

Israel und die USA haben vor allem angeführt, dass es ein Präventivkrieg ist. Da ist die etablierte Lehrmeinung sehr klar. Sie unterscheidet zwischen einem präemptiven und einem präventiven Krieg. Präemptiv ist Teil der Selbstverteidigung, präventiv nicht.

Worin besteht der Unterschied?

Präemptiv bedeutet, dass man einem unmittelbar bevorstehenden Angriff zuvorkommt. Es muss eine überragende Notwendigkeit zur Selbstverteidigung geben, die keine Wahl der Mittel und keine Zeit zur weiteren Überlegung lässt. Nach allem, was wir

wissen, stand der Iran nicht unmittelbar davor, Atomwaffen zu besitzen. Es gab sehr wohl ein Atomprogramm. Das haben aber die USA und Israel nach eigener Aussage im vergangenen Jahr zum großen Teil zerstört. Daher ist das kein präemptiver Schlag, sondern ein präventiver. Der Iran wurde angegriffen, weil er möglicherweise irgendwann in der Zukunft Atomwaffen haben könnte. Ein anderes nicht erfülltes Kriterium ist die Chance auf Erfolg. Denn es ist völlig unklar, was man überhaupt erreichen möchte. Es scheint mir kein Ziel zugeben, was nach der Anwendung militärischer Gewalt kommen soll.

Der Angriffskrieg wird aber auch damit gerechtfertigt, dass im Iran ein Regime herrscht, das seine Bevölkerung unterdrückt und im Januar schätzungsweise 30 000 Menschen regelrecht ermordet habe.

Das ist ein sehr wichtiger Punkt, der zu einem weiteren möglichen gerechten Kriegsgrund führt: die internationale Schutzverantwortung oder humanitäre Intervention. Wenn ein Regime offensichtlich in großem Maßstab das Volk knechtet und unterjocht, kann es möglicherweise gerechtfertigt sein, dass die internationale Gemeinschaft Gewaltmittel einsetzt, um diese Unterdrückung zu beenden. Das wurde erstmals 2011 in

Libyen angewendet und ging auch durch den UN-Sicherheitsrat. Und das ist eben der Punkt: Völkerrechtlich legitim wäre das nur, wenn der UN-Sicherheitsrat dem zustimmen würde.

Dann würden die USA bezüglich des Iran wohl argumentieren, dass dann China oder Russland ein Veto einlegen würden und uns die Hände gebunden wären.

Da kommt dann die ethische Überlegung wieder ins Spiel. Aus katholischer Sicht soll eine Entscheidung die Staaten zusammenbringen und nicht spalten. Sonst nähmen sich viele Länder das Recht heraus, jeglichen Angriff damit zu rechtfertigen, er sei eine humanitäre Intervention. So hat es beispielsweise Putin gemacht, als er argumentierte, er müsse im Osten der Ukraine intervenieren, weil dort die russischsprachige Bevölkerung unterdrückt werde. Die ethische Überlegung ist: Wehret den Anfängen! Dazu gibt es ein sehr aussagekräftiges Zitat aus der Enzyklika „Fratelli tutti“ von Papst Franziskus: „So entscheidet man sich dann leicht zum Krieg unter allen möglichen angeblich humanitären, defensiven oder präventiven Vorwänden, einschließlich der Manipulation von Informationen. In der Tat gaben in den letzten Jahrzehnten alle Kriege vor, gerechtfertigt zu sein.“

Das bedeutet das generell und speziell in diesem Fall?

Man muss sich sehr gut überlegen, ob man etablierte Regeln des Völkerrechts beiseite lässt, auch wenn es auf den ersten Blick gerechtfertigt erscheint. Man muss immer auch die Konsequenzen bedenken. Deshalb hat sich auch jetzt der Heilige Stuhl sehr skeptisch und ablehnend geäußert über diese Intervention. Es zeigen sich leider auch immer wieder Dilemmata, wo man aus ethischer Sicht nur verlieren kann. So teils auch hier. Denn aus christlicher Sicht wäre es natürlich zu begrüßen, wenn es im Iran einen Wandel und eine neue Regierung gäbe, die dem iranischen Volk die Freiheit ermöglichte.

Im Falle des Krieges in der Ukraine werden die Dinge von katholischer Seite anders gesehen.

Hier ist die legitime Selbstverteidigung absolut gegeben. Völkerrechtlich gesehen ist das einer der klarsten Fälle, die man sich überhaupt vorstellen kann. Aus ethischer und völkerrechtlicher Sicht wäre es sogar legitim gewesen, wenn die Ukraine in den Tagen vor der Invasion die Panzer auf der russischen Seite angegriffen hätte. Da stand der Angriff unmittelbar bevor, es gab eine überragende Notwendigkeit, es gab keine

Wahl der Mittel und keine Zeit zur weiteren Überlegung.

Aber wie sieht man denn dabei das ethische Kriterium der Chance auf Erfolg? Viele haben nach dem russischen Angriff damit gerechnet, dass die Ukraine in kurzer Zeit besiegt sein wird.

Einige Friedensethiker sagen, wenn die Chance auf Erfolg anscheinend nicht gegeben ist, müsse man unterscheiden zwischen einem „war of necessity“, einem notwendigen Krieg, und einem „war of choice“, einem selbst gewählten Krieg. Diese Diskussion kommt auch im Zusammenhang mit dem Iran-Krieg auf. Die New York Times schrieb beispielsweise, Trump habe sich für einen „war of choice“ entschieden. Aber für die Ukraine ist der Krieg ein „war of necessity“. Wenn die Ukraine den Krieg nicht führte, dann gäbe es die Ukraine nicht mehr. Folglich solle man das Kriterium der Chance auf Erfolg in einem „war of necessity“ lockerer interpretieren oder sogar beiseite lassen. Bei einem „war of choice“ sollte es hingegen eine noch stärkere Bedeutung haben, weil man sich nicht leichtfertig in ein militärisches Abenteuer stürzen sollte, dessen Ende man gar nicht bedacht hat.

// INTERVIEW: MATTHIAS SCHATZ

INSTITUTE FUSIONIEREN – UND CHRISTIAN BRAUN WIRD AUSGEZEICHNET

Christian Braun (39) ist dabei, das Institut für Theologie und Frieden (IThF) und das Zentrum für ethische Bildung in den Streitkräften (Zebis) zu einer neuen Denkfabrik zusammenzuführen, die sich stärker als ihre beiden Vorläufer zu aktuellen Fragen äußert. Sie wird „Institut für Frieden und Militäretik“ (IFME) heißen. Träger wird weiterhin die Katholische Soldatenseelsorge in Berlin sein.

„Der Name fasst genau die katholische Friedenslehre zusammen“, sagt Braun. „Der Frieden kommt zuerst, denn er ist immer das Ziel. Es geht nie um die Rechtfertigung des Krieges, sondern darum, wie man einen gerechten Frieden erreicht.“ Gleichzeitig akzeptiere die katholische Lehre aber auch, dass es unter Bedauern Fälle gebe, bei denen die Anwendung von militärischer Gewalt rechtfertigbar

sei. „Das bringt uns dann zur Militäretik. Auch wenn Gewalt rechtfertigbar erscheint, muss sie reguliert werden.“

Die Zahl der Mitarbeiter soll um vier erhöht werden. Neben einer Stelle für Kommunikation soll es Positionen geben, die sich um Fragen der Künstlichen Intelligenz beim Militär, neue Bildungsangebote für die Bundeswehr und eine hauseigene Publikation kümmern. Zudem wird ein Fellowship-Programm für Gastwissenschaftler eingeführt, das nach Pater Franz Reinisch benannt werden soll. „Reinisch war der einzige katholische Priester, der den Fahneneid auf Hitler verweigert hatte“, berichtet Braun. Deswegen sei er von den Nazis hingerichtet worden. „Ich habe den Namen gewählt, weil das für das Konzept der Inneren Führung bei der Bundeswehr relevant ist, das

die Gewissensfreiheit des Soldaten als Staatsbürger in Uniform betont.“

Ende März wird Christian Braun zudem von der Sektion „Internationale Ethik“ der International Studies Association (ISA) mit dem Preis als „Emerging Scholar“, also als „Jungwissenschaftler“ ausgezeichnet. Die Ehrung erfolgt auf der jährlichen Tagung dieser größten Vereinigung von Politikwissenschaftlern in Columbus im US-Bundesstaat Ohio. „Das ist eine große Ehre und soll eine Anerkennung für meine interdisziplinäre Arbeit sein“, sagt Braun. Er sehe dies zudem als große Chance, das neue Institut bekannt zu machen, da dort viele führende Wissenschaftler zusammenkämen. Allerdings: Einige namhafte Leute würden aus Protest gegen die Trump-Administration nicht teilnehmen. (atz)

Weiter viele Austritte, aber auch Zulauf

HAMBURG Zwar geht die Zahl der Kirchenaustritte im Erzbistum Hamburg weiter zurück, doch sie sinkt langsamer. Das geht aus der von der Verwaltung des Erzbistums veröffentlichten Statistik für das Jahr 2025 hervor. Demnach traten vergangenes Jahr 8 963 Katholiken aus ihrer Kirche aus, 2024 waren es allerdings noch 9 820. Ende 2025 lebten demnach in Hamburg, Schleswig-Holstein und Mecklenburg noch 329 644 katholische Christen; ein Jahr zuvor waren es 340 212. Gleichzeitig zu den Abgängen, die durch Austritte und Bestattungen zu begründen seien, habe das Erzbistum zahlreiche neue Mitglieder dazugewonnen, heißt es in einer Mitteilung des Erzbistums: 1 479 Menschen hätten sich durch Taufe, Konversion oder Wiedereintritt dazu entschieden, katholisch zu werden.

„Die Zahlen zeigen, dass Menschen weiterhin auf der Suche nach Sinn und Spiritualität sind“, sagt Sabine Gautier, Leiterin der Pastoralen Dienststelle. „Da bieten wir Verschiedenes an, zum Beispiel Glaubenskurse in der katholischen Glaubensinformation in Hamburg.“ Das Thema Taufe im Erwachsenenalter gewinne deutlich an Bedeutung: In den Glaubenskursen wachse die Nachfrage nach der Taufe für Erwachsene und dem Übertritt in die katholische Kirche, so Gautier. (kpi/red)



Die gesamte Statistik für das Erzbistum Hamburg findet sich auf dessen Internetseite: www.erzbistum-hamburg.de

Lübecker Kreuzweg

LÜBECK Unter der Überschrift „Machtspiele“ findet am Karfreitag, 4. April der 21. ökumenische Lübecker Kreuzweg statt. Beginn der Prozession, die über 1650 Meter von St. Jakobi zum Jerusalemsberg vor dem Burgtor führt, ist um 10 Uhr. Neben Erzbischof Stefan Heße und der für Hamburg und Lübeck zuständigen Bischöfin Kirsten Fehrs kommen an den Stationen die CDU-Landtagsabgeordnete Anette Röttger, Oberst Frank-Eckhard Brand, Kommandeur des Heimatschutzregiments 4, und die Grünen-Politikerin und Klimaaktivistin Sophia Marie Pott zu Wort. (red)



Landesrabbiner Bistritzky (re.) im Gespräch mit Erzbischof Heße und Jan Geldern, Beauftragter für interreligiösen Dialog beim Erzbistum.

Foto: Marco Heinen

Erzbischof zu Gast bei Landesrabbiner

HAMBURG Erstmals hat Erzbischof Stefan Heße das Rabbinerseminar von Chabad-Lubawitsch in Hamburg besucht. Auf Einladung des Hamburger Landesrabbiners Shlomo Bistritzky war er zu einem Austausch in das Bildungs- und Begegnungszentrum gekommen, das seit 2012 in einem denkmalgeschützten Gebäude an der Rothenbaumchaussee residiert. Der Verein ist Teil einer bedeutenden Bewegung des orthodoxen osteuropäischen Judentums. „Chabad“ ist dabei ein Akronym, das die hebräischen Wörter für Weisheit, Verstehen und Wissen verbindet. Lubawitsch wiederum – übersetzt „Stadt der Bruderliebe“ – ist eine Stadt in Belarus, wo die Bewegung ihren Ursprung hat. Zugleich steht der Name für Verantwortung und Nächstenliebe, die durch die Chabad-Philosophie jedem Menschen jüdischen Glaubens entgegengebracht werden soll. Rabbiner Shlomo

Bistritzky ist Gesandter der Bewegung für Hamburg sowie Gründer und Leiter des Zentrums.

Chabad-Lubawitsch ist zur Anlaufstelle für viele ukrainische Juden geworden, darunter sind mehrere, die das Rabbinerseminar besuchen. Diese Verbindung hat dazu beigetragen, dass in den vergangenen drei Jahren eine Übertragung der Thora und der Psalmen aus dem Russischen sowie ein Gebetsbuch für Kinder in ukrainischer Sprache entstanden. Es sei die erste Thora in ukrainischer Sprache, hieß es. Der Herausgeber der in Charkiw gedruckten Bücher überreichte jeweils ein Exemplar an den Erzbischof. Der lernte an diesem Abend noch einiges über die Profession eines Thoraschreibers, unter anderem über die sehr strengen Regeln, die der jüdische Glaube für den Umgang mit dem ausgeschriebenen Wort „Gott“ vorsieht. (hix)

Schließung von Groß-Sand Ende Juni

HAMBURG Der Verwaltungsrat der für das Krankenaus zuständigen Pfarrei St. Maximilian Kolbe im Hamburger Süden hat am 17. März beschlossen, den Betrieb in Groß-Sand zum 30. Juni 2026 einzustellen. Bereits im vergangenen Jahr waren die Notaufnahme und die chirurgische Abteilung geschlossen worden. Die Rahmenbedingungen im Zuge der Gesundheitsreform ließen eine tragfähige Fortführung des Krankenhausbetriebs

nicht zu, heißt es in einer Mitteilung des Erzbistums. Am Standort sind jetzt noch 350 Beschäftigte tätig, für die es einen Sozialplan geben soll. Es sei beabsichtigt, den Versorgungsauftrag für die neurologische Frührehabilitation künftig im Marienkrankenhaus fortzuführen, hieß es. Ein entsprechender Antrag werde bei der zuständigen Behörde gestellt, stehe aber unter Vorbehalt der Krankenhausplanung. (kpi/red)



So verteilen sich die Regionen mit den fünf Basisstationen.

Foto: Erzbistum Hamburg

Bäderregelung vorläufig gekippt

SCHWERIN Das Obergericht in Greifswald hat die aktuelle Bäderregelung in Mecklenburg-Vorpommern jetzt für rechtswidrig erklärt. Momentan können aber noch Geschäfte in 84 Orten des Landes sonntags öffnen, da das Urteil noch nicht rechtskräftig ist. Die Landesregierung prüft derzeit, ob sie gegen das Urteil mit einer Beschwerde beim Bundesverwaltungsgericht vorgeht. Nach Zustellung der schriftlichen Urteilsbegründung bleibe dem Wirtschaftsministerium dafür ein Monat Zeit, so Birgit Stollhoff aus dem Katholischen Büro Mecklenburg-Vorpommern: „Mit der Nichtzulassungsbeschwerde kann eine Zulassung der Revision erreicht werden, also eine Überprüfung des Urteils und damit eine neue Prüfung des Sachverhalts.“ Die Gewerkschaft Verdi hatte mit einem Normenkontrollantrag gegen die Bäderregelung geklagt und recht bekommen. „Der Sonntag ist als gemeinsamer verlässlicher freier Tag ein elementarer Bestandteil des sozialen Lebens. Für Familien, für Freunde, für Vereine und in vielen weiteren Zusammenhängen sind die Sonn- und Feiertage eine extrem wichtige Gelegenheit, gemeinsam Zeit zu verbringen und die Gemeinschaft zu pflegen“, teilte die Gewerkschaft mit.

Die Erzbistümer Berlin und Hamburg zeigten sich bei Einreichung der Klage seinerzeit solidarisch. „Das Urteil bestätigt nun unsere Auffassung: Eine Ausweitung der Sonntagöffnung auf 32 Sonntage verstößt eklatant gegen das Regel-Ausnahme-Verhältnis und damit gegen den grundgesetzlichen Schutz der Sonntagsruhe. Ähnliches gilt für die ziemlich ungenaue Ausweitung der Orte“, sagte Stollhoff. Auch in Schleswig-Holstein gibt es eine Bäderverordnung. Die sei bis Dezember 2028 befristet, so Beate Bäumer vom Katholischen Büro Schleswig-Holstein. „Das Urteil des OVG Greifswald wird also in Schleswig-Holstein spätestens ab 2029 Auswirkungen haben“, ist sie sich sicher, denn auch gegen die dortige Regelung sei immer wieder deutlich Kritik von Gewerkschaft und Kirchen geäußert worden. (min)

Schwerin ist Vorreiter bei Sendung und Sammlung

Die Basisstation in Schwerin startet planmäßig Anfang nächsten Jahres als Pilotstandort des Projekts „Sesam“. Kiel, wo es ein halbes Jahr später losgehen sollte, wird sich verzögern, weil das Leitungsteam noch nicht steht.

„Für mich ist die Ampel heute auf grün gestellt“, mit diesen Worten hatte Erzbischof Stefan Heße beim Bistumstag im Mai 2025 den Richtungswechsel vorgegeben. Unter dem Leitwort „Sesam“ (Sendung und Sammlung) wird ein System aufgebaut, das bei schwindendem Personal und weniger Mitteln die Seelsorge im Erzbistum sichern soll. Fünf „Basisstationen“, besetzt mit multi-professionellen Teams, sollen jene Pfarreien unterstützen, die selbst nicht mehr in allen Gemeinden die pastoralen Grunddienste leisten können. Als Standorte benannte der Erzbischof Kiel, Schwerin, Lübeck, Rostock und Hamburg. Zwei Hauptamtliche sollen jeweils die Leitung übernehmen.

Viele Ehren- und Hauptamtliche haben seither Fragen an die Bistumsleitung und die Beteiligten von Sesam gestellt und Nachschärfungen am Konzept ermöglicht. Unsicherheiten gab es auch in den Regionen rund um die Basisstationen Kiel und Schwerin. Die Region Schwerin wird im Januar 2027 den Anfang machen. Dort sollen die neuen Konzepte erstmals angewendet werden. Für die Leitungsteams der Regionen Kiel und Schwerin gab es im Februar ein Bewerbungsverfahren, das für Kiel jedoch nicht abgeschlossen werden konnte. Die Bildung einer passenden Teamkonstellation brauche dort mehr Zeit, heißt es aus der Bistumsleitung. Die zu besetzenden Stellen werden erneut ausgeschrieben, sowohl

intern als auch extern. Als neuer Starttermin für Kiel wird der Sommer 2027 angestrebt, ein halbes Jahr später als zuletzt kommuniziert. Für die Region Schwerin steht schon eine stimmige Konstellation fest: Pfarrer Heiko Kiehn, der zum jetzigen Zeitpunkt in Elmshorn eingesetzt ist, und Pastoralreferent Matthias Bender werden das Leitungsteam bilden.

Heße sieht „gelungenen Start für die Region Nord“

Die Teams der Regionen durchliefen mehrteilige Qualifizierungsprogramme. Mitarbeiter der Region Kiel kamen jüngst in Rendsburg zusammen, um sich auf eine gemeinsame Arbeitsweise zu verständigen. Mit Erfolg, wie Erzbischof Heße befand. Die Woche sei „von einer besonderen Dynamik geprägt“ gewesen. Viele Beschäftigte hätten sich neu kennengelernt, es habe „einen ehrlichen Austausch“ gegeben. Heße sprach von einem „gelungenen Start für die Region Nord“. Zumal auch Vorbehalte und Fragen geklärt wurden. Gemeindereferentin Stefanie Nischik etwa war mit Skepsis nach Rendsburg aufgebrochen. Sie habe dort aber verstanden: „Ein ‚wir machen so weiter wie immer‘ kann es nicht geben.“ Sie sei bereit, sich „auf das Abenteuer Sesam“ einzulassen.

// MELANIE GIERING

Immer wieder etwas Neues

Als **Geologin** forscht sie im Eis der Arktis, als **Sozialdiakonin** leitet sie ein Stadtteil-Café in Bremen: **Manuela Brocksieper** verbindet tagtäglich Wissenschaft und Glaube. Auch sonst ist das Leben der 61-jährigen **abenteuerlich**.

Von Anja Sabel

Eisbären sind gefährliche Schleicher – und wissen sich meisterhaft zu tarnen: Man hält sie für ein schwimmendes Stück Eis, plötzlich springen sie aus dem Wasser. Manuela Brocksieper meldete sich in der Arktis dennoch freiwillig zur Bärenwache, ausgestattet mit Walkie-Talkie, Fernglas und Signalpistole.

Eigentlich seien Eisbären nicht auf Snacktour, was uns Menschen betrifft, sagt die Bremer Geologin: „Aber es ist ihr Gebiet, in das wir eindringen.“ Nähert sich ein Tier, heißt es: Menschenkette bilden, Arme hoch, sich groß machen, drei Schritte auf den Bären zu und laut schreien. Notfalls die Signalpistole abfeuern. Keinesfalls voreilig zum Gewehr greifen. Das kann teuer werden. Jeder Schuss auf einen Eisbären wird genau untersucht.

Das Polarfieber hat Brocksieper schon in ihrer Jugend gepackt. Vor vier Jahren erfüllte sich die evangelische Christin einen Traum und nahm an einer zooarchäologi-

schen Arktis-Expedition rund um Spitzbergen teil. Der Auftrag des international besetzten Teams: die Geschichte des Walfangs zu erforschen. „Man findet noch riesige Walknochenberge, alte Schiffe und Schaluppen, die sich neu vermessen lassen und analysiert werden können“, sagt Brocksieper.

Gelernte Werbekauffrau, Kommunikationsprofi, Geologie-Studium mit 42, Buchautorin, Sozialdiakonin, Marathonläuferin, Motorradfahrerin, Mutter von zwei erwachsenen Kindern: Manuela Brocksieper, 1964 in Lüdenscheid geboren, ist ein Energiebündel. Woher kommt ihre Abenteuerlust? „Ich lerne unfassbar gern. Das Leben ist bunt, und ein kleiner Teil davon liegt auf meinem Weg und wird probiert.“ Sie lacht. „Zum Glück brauche ich nur wenig Schlaf.“

Das Angebot der Arktis-Expedition entdeckte sie während einer Kaffeepause beim Scrollen auf Social Media. Auf dem Schiff

gab es noch drei freie Kojen. Sie überlegte nicht lange und bewarb sich. Mit 58 Jahren war sie die Älteste an Bord. Die Natur auf Spitzbergen, die Weite und Stille, sei überwältigend, schwärmt sie. Auf dem Archipel zwischen dem norwegischen Festland und dem Nordpol leben mehr Eisbären als Menschen, tanzen im Winter die Nordlichter und scheint im Sommer die Mitternachtssonne rund um die Uhr. „Ich fühlte mich dort winzig, allein und ausgesetzt. Das reduzierte Leben hat mich zum Nachdenken gebracht, darüber, was wir wirklich brauchen.“

Wie gelingt es Brocksieper, Forschung und Wissenschaft mit ihrem Glauben zu verbinden? Noch nie sei sie so scharf angegangen worden wie von ihren Kommilitonen an der Bremer Universität, erinnert sie sich. Dort hieß es oft: Du bist doch Wissenschaftlerin, wie kannst du da an Gott glauben? „Für mich schließt sich das nicht aus“, sagt Brocksieper, die in solchen Diskussionen gelassen bleibt. „Ich muss wissenschaftliche Fakten nicht leugnen, nur weil ich Christin bin und daran glaube, dass es mehr gibt als das reine Wissen.“

Vor und während der „Timeless-Arctic-Expedition“ recherchierte sie auch für ein Jugendbuch. „WalHeimat“ erzählt von zwei Geschwistern, die ihren Vater nach Spitz-

»Ich muss wissenschaftliche Fakten nicht leugnen, nur weil ich Christin bin.«



Die Natur auf Spitzbergen oder die Weite und Stille auf Schneeschuhen in Norwegen seien überwältigend, sagt Manuela Brocksieper.

bergen begleiten und eigentlich keine Lust auf Einsamkeit und Ödnis haben. Aber dann begegnen sie einem seltsamen Alten – einem Zeitreisenden. In das Buch, leicht zu lesen, aber wissenschaftlich fundiert, ist auch ihre Liebe zu den Buckelwalen eingeflossen.

Mehr als 4000 Schülerinnen und Schüler hat Brocksieper mit Lesungen, Workshops und bei Ozeantagen bisher erreicht. Jetzt erscheint ihr Jugendbuch auch auf Englisch, deshalb plant sie in den Sommermonaten Autorenlesungen in Norwegen und Grönland. Sie wolle Jugendliche zum Mitdenken anregen, sagt sie, über eine Region, in der sich die Zukunft des Planeten entscheide. Denn nirgendwo sonst schreite der Klimawandel so schnell voran wie in der Arktis: „Es war wie ein Blick in die Glasku-

*»Es war wie ein Blick
in die Glaskugel,
eine Vorschau auf
das, was auf uns alle
zukommt.«*

gel, eine Vorschau auf das, was auf uns alle zukommt.“

Ihr Glaube ist das, was sie hält und trägt. Und so kam nach ihrem Studienabschluss „Master of Geosciences“ ein dritter Beruf hinzu: Sozialdiakonin. Der Einstieg ergab sich über ein Stadtteil-Café in der Bremer Gartenstadt Vahr, das Brocksieper ins Leben rief. Das „Epi-Café“ ist heute ein lebendiger Ort mit hunderten Besuchern und vielen ehrenamtlich Aktiven. Ein Projekt, das die evangelische Epiphanias-Gemeinde zum Stadtteil hin öffnet. Mit einem gut besuchten Mittagstisch, an dem Menschen jeden Alters, besonders solche, die sich einsam fühlen, neue Kontakte knüpfen können – und vermisst werden, wenn sie mal nicht da sind. Brocksieper sagt: „Wir sind Menschen-



Fotos: privat

In Erklärvideos will Manuela Brocksieper Kindern und Jugendlichen das Leben in der Arktis näherbringen.

Liebhaber. Bei einer guten Tasse Kaffee oder Tee ein bisschen Leben zu teilen, das treibt uns an.“

Ohne Checklisten, sagt Brocksieper, wären ihre ganzen Aktivitäten nicht zu schaffen. Zumal sie sich noch Freiräume sucht, um weiterhin Neues zu lernen: Sprachen zum Beispiel oder Handwerke wie Schmieden, Bronzeguss oder Steinbildhauerei. Bei Gartenarbeit, Musik oder beim Motorradfahren entspannt sie sich.

Im April reist Brocksieper mit der Deutschen Geologischen Gesellschaft in die Westfjorde auf Island, auf Gletschertour, wieder unterwegs zu Orten, die in keinem Touristenführer stehen. ●

Wieder wird gejubelt:
Palmsonntag in Jerusalem 2025

Palmsonntag

PSALM NACH DER ERSTEN LESUNG

Ps 22,8–9.17–18.19–20.23–24

**MEIN GOTT, MEIN GOTT,
WARUM HAST DU MICH VERLASSEN?**

Die Leute riefen: Hosanna dem Sohn Davids!

EVANGELIUM

Als sich Jesus mit seinen Begleitern Jerusalem näherte und nach Betfage am Ölberg kam, schickte er zwei Jünger aus und sagte zu ihnen: Geht in das Dorf, das vor euch liegt; dort werdet ihr eine Eselin angebunden finden und ein Fohlen bei ihr. Bindet sie los und bringt sie zu mir! Und wenn euch jemand zur Rede stellt, dann sagt: Der Herr braucht sie, er lässt sie aber bald zurückbringen. Das ist geschehen, damit sich erfüllte, was durch den Propheten gesagt worden ist: Sagt der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir. Er ist sanftmütig und er reitet auf einer Eselin und auf einem Fohlen, dem Jungen eines Lasttiers.

Die Jünger gingen und taten, wie Jesus ihnen aufgetragen hatte. Sie brachten die Eselin und das Fohlen, legten ihre Kleider auf sie und er setzte sich darauf. Viele Menschen breiteten ihre Kleider auf dem Weg aus, andere schnitten Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Die Leute aber,



Foto: wikimedia

Zusätzlich zum Evangelium vom Einzug in Jerusalem wird im Gottesdienst die Passion gelesen: Matthäus 26,14–27,66.

Bild: Der Judaskuss von Giotto di Bondone

die vor ihm hergingen und die ihm nachfolgten, riefen: Hosanna dem Sohn Davids! Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn. Hosanna in der Höhe! Als er in Jerusalem einzog, erbebte die ganze Stadt und man fragte: Wer ist dieser? Die Leute sagten: Das ist der Prophet Jesus von Nazaret in Galiläa.

// MATTHÄUSEVANGELIUM 21,1–11

ERSTE LESUNG

GOTT, der Herr, gab mir die Zunge von Schülern, damit ich verstehe, die Müden zu stärken durch ein aufmunterndes Wort. Jeden Morgen weckt er mein Ohr, damit ich höre, wie Schüler hören. GOTT, der Herr, hat mir das Ohr geöffnet. Ich aber wehrte mich nicht und wich nicht zurück. Ich hielt meinen Rücken denen hin, die mich schlugen, und meine Wangen denen, die mir den Bart ausrissen. Mein Gesicht verbarg ich nicht vor Schmähungen und Speichel.

Und GOTT, der Herr, wird mir helfen; darum werde ich nicht in Schande enden. Deshalb mache ich mein Gesicht hart wie einen Kiesel; ich weiß, dass ich nicht in Schande gerate.

// JESAJA 50,4–7

ZWEITE LESUNG

Christus Jesus war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.

Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennt: „Jesus Christus ist der Herr“ – zur Ehre Gottes, des Vaters.

// PHILIPPERBRIEF 2,6–11

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Mo. 30. März: Jes 42,5a.1–7; Joh 12,1–11 | Di. 31. März: Jes 49,1–6; Joh 13,21–33.36–38 |

Mi. 1. April: Jes 50,4–9a; Mt 26,14–25 | Gründonnerstag, 2. April: Ex 12,1–8.11–14; 1 Kor 11,23–26; Joh 13,1–15 |

Karfreitag, 3. April: Jes 52,13 – 53,12; Hebr 4,14–16; 5,7–9; Joh 18,1 – 19,42 | Sa. 4. April: keine Messfeier

Der Schmerz des Vaters

Eine **Pietà** steht in vielen Kirchen: eine Skulptur, in der Maria ihren toten Sohn im Schoß hält. Weit seltener sind Darstellungen, in denen **Gottvater seinen toten Sohn im Schoß** hält. Hat das mit der Vorstellung zu tun, dass **Väter nicht weinen**? Oder hatte Gott am Karfreitag **keinen Grund zum Trauern**?

Von Susanne Haverkamp

Es ist eine schwierige Frage, warum Jesus sterben musste. Um die Welt zu erlösen? Weil die Römer einen potenziellen Aufrührer beseitigen wollten? Weil der jüdische Hohe Rat einen unliebsamen Reformator – und Gotteslästerer – erledigt wissen wollte? Oder: weil Gott es so wollte?

Jesus wollte es vermutlich nicht. Schließlich bat er, dass der Kelch an ihm vorübergehen möge – und unterwarf sich doch den Plänen Gottes: „Nicht mein Wille, sondern der deine geschehe.“ Wenn Jesu Tod am Kreuz aber Gottes Wille war: Warum hätte er dann am Karfreitag trauern sollen?

In der mittelalterlichen Kunst scheint das tatsächlich die Frage gewesen zu sein. Dort gibt es Bilder, die Kunstgeschichtler als „Gnadenstuhl“ bezeichnen. Typisch ist dabei, dass Gottvater das Kreuz mit Jesus daran in seinen Händen hält – und das mit einer durchaus stolzen Geste: Seht her, scheint er zu sagen, dieses Opfer habe ich für euch gebracht. Oft versteckt sich im Ensemble auch eine kleine Taube als Symbol für den Heiligen Geist; dann ist der Gnadenstuhl ein Symbol für die Dreifaltigkeit.

Es gibt aber auch einige wenige Skulpturen, die ganz anders sind. So wie die rechts, die um 1500 in der Werkstatt von Tilmann Riemschneider gefertigt wurde und die heute im Bayerischen Nationalmuseum in München zu sehen ist. Gottvater ist hier einerseits so dargestellt, wie man ihn aus der Kunstgeschichte kennt und wie er bild-

lich nicht nur in Kinderköpfen steckt: ein alter Mann mit Bart; die Krone auf dem Kopf kennzeichnet seine göttliche Würde.

Doch sonst ist bei dieser Skulptur vieles anders. Gottvater hält Jesus im Arm. Er hält ihn genau so, wie wir es von Maria kennen, der trauernden Mutter. Sein Gesicht zeigt nichts als Schmerz. Da ist keine Spur von göttlichem Triumph, keine Spur von Auferstehung. Den toten Jesus umgibt kein Glanz, kein schimmernder Heiligenschein. Hier ist die Kreuzigung keine Durchgangsstation zur Auferweckung. Hier ist sie, was sie ist: ein elender, quälender Tod. Und Gottvater, den Jesus Abba – Papa – nannte, scheint das zu wissen.

Warum hat sich diese Kunstform nicht durchsetzen können?

Wer in Kirchen geht, sieht oft Kerzen vor der Pietà, der leidenden Muttergottes, brennen. Seit Jahrhunderten suchen und finden Mütter Trost bei der Frau, die ihr eigenes Kind hat sterben sehen – das Schrecklichste, das Eltern passieren kann. Sie wissen ihren Schmerz im Schmerz Mariens aufgehoben. Warum, fragt man sich, hat der trauernde Gottvater es selten in Kirchen geschafft?

Der spätmittelalterliche Holzschnitzer hat eine fast menschliche Szene geschaffen: Gott hält Jesus so im Arm, wie jeder trauernde Vater sein totes Kind halten könnte – damals wie heute und überall auf der Welt:

in der Ukraine, im Iran, im Sudan oder in Deutschland. Wäre die Skulptur nicht ein gutes Andachtsbild für Väter, ein Anlaufpunkt, um Leid und Schmerz vor Gott zu tragen, der dasselbe durchgemacht hat?

Es ist Spekulation, aber ich vermute, dass es zwei Dinge sind, die dieser Kunstform erst zu einem Schattendasein und dann zu einem schnellen Ende verholfen haben.

Erstens: das Gottesbild. Dass Gott liebt – ja, das glauben wir. Aber dass er leidet? Gott ist doch der Allmächtige, der Herrscher über Himmel und Erde. Würde Leid,



Unbekannter Holzschnitzer
aus der Werkstatt Tilmann
Riemschneiders (um 1500)



Foto: Bayerisches Nationalmuseum/Walter Haberland

und sich mit dem eigenen Kummer zu Maria zu flüchten, das konnten sich nur Frauen leisten. Männer sollten schnell wieder zum Alltagsgeschäft übergehen und einen Panzer um ihren Schmerz legen. Und irgendwie, ganz tief in unseren Rollenmustern drin, ist es doch heute noch so, oder?

Der Vorhang zerriss, Gott war den Augen aller preisgegeben

Gott, der tief um den toten Jesus trauert: Vielleicht kann dieses Bild Sie ja in die Karwoche hinein begleiten. Vielleicht kann es einen neuen Blick eröffnen auf das Geschehen am Karfreitag. Die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas berichten ungewohnt einmütig davon, dass zur Todeszeit Jesu der Vorhang des Tempels zerriss. Das heißt: Das Allerheiligste, das Symbol für Gottes Gegenwart, lag plötzlich ungeschützt vor aller Augen. Gott war zu sehen – in all seinem Entsetzen, seiner Trauer, seinem Schmerz über das, was Menschen Jesus angetan haben. Warum auch immer Jesus sterben musste: Für Gott war es kein Tag der Freude, als es geschah.

Vielleicht kann dieses Bild Sie aber auch begleiten, wenn Sie Nachrichten schauen, hören oder lesen – die aus der großen, weiten Welt oder die aus der kleinen Nachbarschaft. Wenn Bomben fallen, Raketen einschlagen oder Drohnen den Tod bringen, wenn der Krebs zuschlägt oder der furchtbare Unfall, dann sind konkrete Menschen die Opfer. Und mit ihnen ihre Angehörigen, ihre Väter und Mütter, Großeltern, Geschwister, ihre Frauen, Männer und Kinder. Ihr Schmerz kann nicht unser Schmerz sein, aber zumindest können wir versuchen, ihn mitzutragen. Und ihn mit hinein zu nehmen in unser Gebet. Das Leid am Karfreitag und das Leid der Welt – so weit sind sie nicht auseinander.

Und schließlich kann das Bildnis Sie vielleicht begleiten, wenn Sie selbst einen Schicksalsschlag erlebt haben – gerade dann, wenn Sie ein Mann sind. Den Schmerz zu zeigen, offen und ehrlich, was soll daran peinlich sein? Gott selbst hat es doch vorgemacht: „Da riss der Vorhang im Tempel in zwei Teile von oben bis unten. Als der Hauptmann, der Jesus gegenüberstand, ihn auf diese Weise sterben sah, sagte er: Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn.“ (Markus 15,38–39)

Jetzt sind wir gefragt

Eine Prophezeiung des Propheten Sacharja besagt, dass der kommende Friedenskönig der Juden, der Messias, auf einem Esel in Jerusalem einziehen wird. Das gilt als ein altes königliches Privileg, es ist ein Zeichen mit einer ganz eigenen Aussagekraft. Der Friedenskönig kommt nicht stolz und hoch zu Ross, sondern auf einem Esel.

Jesus weiß um diese Vorhersage. Wenn er seinen Jüngern den Auftrag gibt, im Dorf einen Esel zu holen, dann möchte er damit zum Ausdruck bringen, dass er sich als dieser Messias nach Jerusalem begibt. Und da er und die Jünger ja keine eigenen Reittiere besaßen, musste man sich den Esel eben irgendwo ausleihen.

Spannend: Der Herr braucht Esel. Diese Tiere sind dabei vollkommen zu Unrecht als dumm verschrien, sie sind sehr klug und wissen durchaus, was sie wollen. Sie sind belastbar, trittsicher und kommen auch in unwegsamem Gelände zurecht, sind genügsam und ausdauernd. Jesus braucht diejenigen, die mit ihm in aller Treue unterwegs sind, ihm helfen, seinen Auftrag zu erfüllen – nicht nur damals in Jerusalem, sondern genauso hier und heute.

Nicht nur der Herr, auch wir brauchen solche Esel. Nicht um irgendwo einen königlichen Einzug zu inszenieren, sondern einfach als treue Begleiter auf unserem Weg. Ich jedenfalls bin dankbar für jeden, der sich mir zur Seite stellt und dem ich einen Teil meiner Last geben kann. Und ich bin gerne bereit mitzutragen, wo es für einen anderen zu schwer wird.

Der Herr braucht Esel – wir sind gefragt.

// ANDREA SCHWARZ,
GEISTLICHE SCHRIFTSTELLERIN



wie Menschen es empfinden, nicht an seiner Würde kratzen? Ist er darüber nicht erhaben? Wegen dieses Empfindens haben sich ja jahrhundertlang die Menschen lieber an Maria und die Heiligen gewandt: weil Gott so fern war, so groß, so übermächtig, dass es Vermittlung brauchte. Der Vater, der Schmerz empfindet, passte einfach nicht ins Bild.

Zweitens: das Männerbild. Dass auch Väter um tote Kinder trauern – ja, das glauben wir. Aber zeigen sollten sie es früher nicht. Mannsein hieß stark sein. Zu weinen



Maria Magdalena: Gemälde von
Giovanni Girolamo Savoldo
(1480–1548)

Ostersonntag

PSALM NACH DER ERSTEN LESUNG

Ps 118,1–2.16–17.22–23

**DAS IST DER TAG, DEN DER HERR
GEMACHT; WIR WOLLEN JUBELN
UND UNS ÜBER IHN FREUEN**

Am ersten Tag der Woche kam Maria von Magdala frühmorgens zum Grab

EVANGELIUM

Am ersten Tag der Woche kam Maria von Magdala frühmorgens, als es noch dunkel war, zum Grab und sah, dass der Stein vom Grab weggenommen war. Da lief sie schnell zu Simon Petrus und dem anderen Jünger, den Jesus liebte, und sagte zu ihnen: Sie haben den Herrn aus dem Grab weggenommen und wir wissen nicht, wohin sie ihn gelegt haben.

Da gingen Petrus und der andere Jünger hinaus und kamen zum Grab; sie liefen beide zusammen, aber weil der andere Jünger schneller war als Petrus, kam er als Erster ans Grab. Er beugte sich vor und sah die Leinenbinden liegen, ging jedoch nicht hinein. Da kam auch Simon Petrus, der ihm gefolgt war, und ging in das Grab hinein. Er sah die Leinenbinden liegen und das Schweißstuch, das auf dem Haupt Jesu gelegen hatte; es lag aber nicht bei den Leinenbinden, sondern zusammengebunden daneben an einer besonderen Stelle.

Da ging auch der andere Jünger, der als Erster an das Grab gekommen war, hinein; er sah und glaubte. Denn sie hatten noch nicht die Schrift verstanden, dass er von den Toten auferstehen müsse. Dann kehrten die Jünger wieder nach Hause zurück.

Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Während sie weinte, beugte sie sich in die Grabkammer hinein. Da sah sie zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, den einen dort, wo der Kopf, den anderen dort, wo die Füße des Leichnams Jesu gelegen hatten. Diese sagten zu ihr: Frau, warum weinst du? Sie antwortete ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wohin sie ihn gelegt haben.

Als sie das gesagt hatte, wandte sie sich um und sah Jesus dastehen, wusste aber nicht, dass es Jesus war. Jesus sagte zu ihr: Frau, warum weinst du? Wen suchst du? Sie meinte, es sei der Gärtner, und sagte zu ihm: Herr, wenn du ihn weggebracht hast, sag mir, wohin du ihn gelegt hast! Dann will ich ihn holen.

Jesus sagte zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und sagte auf Hebräisch zu ihm: Rabbuni!, das heißt: Meister. Jesus sagte zu ihr: Halte mich nicht fest; denn ich bin noch nicht zum Vater hinaufgegangen. Geh aber zu meinen Brüdern und sag ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott.

Maria von Magdala kam zu den Jüngern und verkündete ihnen: Ich habe den Herrn gesehen. Und sie berichtete, was er ihr gesagt hatte.

// JOHANNESVANGELIUM 20,1-18

ERSTE LESUNG

In jenen Tagen begann Petrus zu reden und sagte: Ihr wisst, was im ganzen Land der Juden geschehen ist, angefangen in Galiläa, nach der Taufe, die Johannes verkündet hat: wie Gott Jesus von Nazaret gesalbt hat mit dem Heiligen Geist und mit Kraft, wie dieser umherzog, Gutes tat und alle heilte, die in der Gewalt des Teufels waren; denn Gott war mit ihm.

Und wir sind Zeugen für alles, was er im Land der Juden und in Jerusalem getan hat. Ihn haben sie an den Pfahl gehängt und getötet. Gott aber hat ihn am dritten Tag auferweckt und hat ihn erscheinen lassen, zwar nicht dem ganzen Volk, wohl aber den von Gott vorherbestimmten Zeugen: uns, die wir mit ihm nach seiner Auferstehung von den Toten gegessen und getrunken haben.

Und er hat uns geboten, dem Volk zu verkündigen und zu bezeugen: Das ist der von Gott eingesetzte Richter der

Lebenden und der Toten. Von ihm bezeugen alle Propheten, dass jeder, der an ihn glaubt, durch seinen Namen die Vergebung der Sünden empfängt.

// APOSTELGESCHICHTE 10,34a.37-43

ZWEITE LESUNG

Schwestern und Brüder!

Ihr seid mit Christus auferweckt; darum strebt nach dem, was oben ist, wo Christus zur Rechten Gottes sitzt. Richtet euren Sinn auf das, was oben ist, nicht auf das Irdische!

Denn ihr seid gestorben und euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott. Wenn Christus, unser Leben, offenbar wird, dann werdet auch ihr mit ihm offenbar werden in Herrlichkeit.

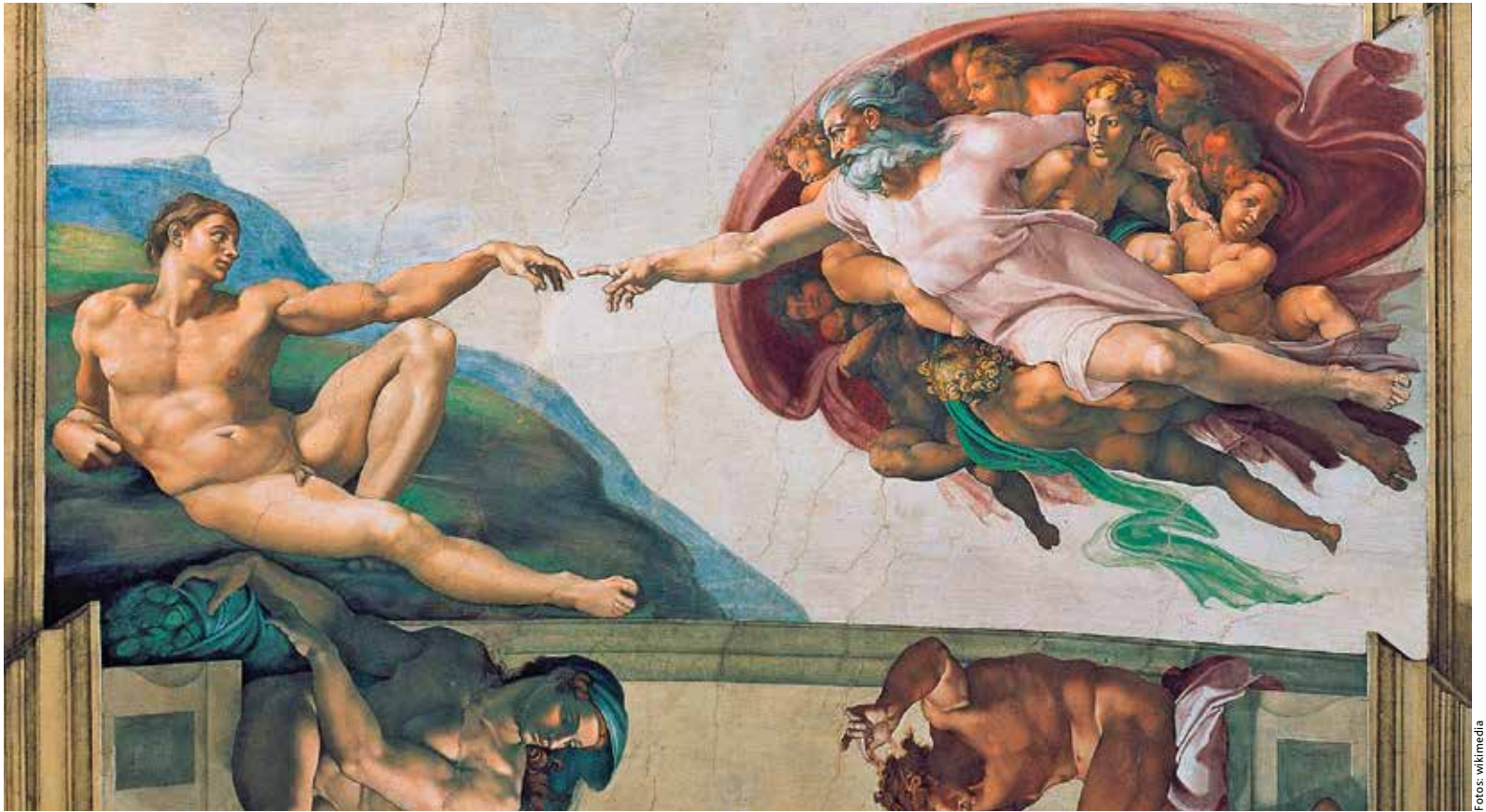
// KOLOSSERBRIEF 3,1-4

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Ostermontag. 6. April: Apg 2,14.22b-33; 1 Kor 15,1-8.11; Lk 24,13-35 | Di. 7. April: Apg 2,14a.36-41; Mt 28,8-15 |

Mi. 8. April: Apg 3,1-10; Joh 20,11-18 | Do. 9. April: Apg 3,11-26; Lk 24,35-48 |

Fr. 10. April: Apg 4,1-12; Joh 21,1-14 | Sa. 11. April: Apg 4,13-21; Mk 16,9-15



Fotos: wikimedia

Verheißung und Versuchung

Die erste Lesung der Osternacht denkt groß über den Menschen. „Gott erschuf den Menschen als sein Bild, **als Bild Gottes** erschuf er ihn“, heißt es im Buch Genesis.

Schön gesagt, aber **worin besteht diese Ebenbildlichkeit?**

Von Ulrich Waschki

Die Szene ist weltberühmt: Gottvater, schwebend und von Engeln umgeben, streckt seinen Arm aus und deutet mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf den Zeigefinger Adams. Fast berühren sich die ausgestreckten Finger.

So stellt sich Michelangelo in den Deckenfresken der Sixtinischen Kapelle in Rom die Erschaffung des Menschen vor. Am sechsten Schöpfungstag, so steht es in der ersten Lesung der Osternacht aus dem Buch Genesis, beschließt Gott: „Lasst uns Menschen machen als unser Bild, uns ähnlich!“ Und

so kommt es: „Gott erschuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes erschuf er ihn.“

Der Mensch als Abbild Gottes. Was heißt das? Sieht Gott aus wie die 8,3 Milliarden Menschen, die derzeit auf der Erde leben? Das kann wohl nicht gemeint sein. Doch was ist es dann, was uns zum Ebenbild Gottes macht?

Bleiben wir erst einmal bei Äußerlichkeiten, bei der **Schönheit**. Es gibt sie, die Schönheit. Bei Menschen. Schöne Gesichter, schöne Körper, ein schönes Lächeln. Nicht jeder findet denselben Menschen

oder dieselbe Eigenschaft schön, zudem wechseln Schönheitsideale im Lauf der Zeit und der Kultur. Aber jede und jeder findet Schönheit in anderen Menschen. Makellose Schönheit, so subjektiv sie letztlich ist, ist bestimmt eine Eigenschaft Gottes.

Doch vor allem sind es wohl die inneren Werte, die uns Gott ähnlich machen. Da ist zunächst einmal der **Verstand** zu nennen: Menschen können denken, sich selbst infrage stellen, ihr Verhalten ändern, nach Wahrheit und Erkenntnis suchen. Wir können verstehen und lernen. Dass Menschen,

seit es sie gibt, Gott suchen, ist wohl ein Teil davon.

Wir haben einen **freien Willen** und eine freie Wahl. Unser Verhalten ist nicht nur das Ergebnis von Reiz und Reaktion, wir können Entscheidungen treffen. So wie Gott, der aus eigenem Entschluss die Welt erschuf und damit Pflanzen, Tiere, Menschen. Seit dem Sündenfall, so erzählt es die Bibel, können wir auch zwischen Gut und Böse unterscheiden. Das war ja das Verlockende, das die Schlange versprach: „Sobald ihr davon esst, gehen euch die Augen auf; ihr werdet wie Gott und erkennt Gut und Böse.“ (Genesis 3,5)

Tatsächlich erreichen wir hier aber schnell die Grenze unserer Gottesebenbildlichkeit: Wir sind eben auch fähig, Böses zu tun. Und allzu oft tun wir das. Sonst wäre die Welt ja nicht so, wie sie ist. Gott, so glauben wir, ist aber die unendliche Liebe. Und die würde sich nie für das Böse entscheiden. Woraus folgt: Je seltener wir das Böse tun, desto ebenbildlicher sind wir.

Die **Liebe** ist das nächste Stichwort. Wir können lieben, in Beziehung treten. Wir brauchen menschliche Beziehungen. Ohne verkümmern wir, werden krank. Gott selbst ist auch Beziehung. Gottvater, Sohn und Heiliger Geist: ein Gott, der sich in drei aufeinander bezogenen Personen zeigt. Der darüber hinaus den Menschen geschaffen hat, weil er in Beziehung treten und seine Liebe weitergeben will. Wie Eltern, die sich für ein Kind entscheiden.

Wir können **verzeihen** und neu anfangen. Das ist nicht leicht, aber möglich. Und wirklich gottebenbildlich. Denn die Bibel kennt viele Geschichten, in denen Gott Menschen verzeiht und mit ihnen einen neuen Anfang wagt – von der Arche Noah bis zum verlorenen Sohn.

Menschen sind **Schöpfer**, wie Gott. Menschen probieren aus, erdenken, pla-

nen und bauen. Viele Naturwissenschaftler sind fasziniert von der Schöpfung. Weil sie so genial sei, weil so vieles so perfekt ineinandergreife, erkennen sie dahinter die Handschrift eines Schöpfers und keinen Zufall. Menschen können das auch: Sie gewinnen Energie, bauen Maschinen, entwickeln Impfstoffe. Wo will man anfangen, den menschlichen Erfindungsreichtum zu loben? Bei der Dampfmaschine, dem Telefon, dem Auto, dem Computer?

Menschen erschaffen auch großartige Kunst. Wieder zurück zu Michelangelo. Bevor er die Fresken der Sixtinischen Kapelle schuf, hatte er sich im Alter von nur 25 Jahren mit einer Statue ein Denkmal für die Ewigkeit gesetzt: die Pietà im Petersdom. Maria, die Mutter Jesu, hält ihren toten Sohn in den Armen. Bis in kleinste Details ist das Kunstwerk perfekt: die Muskeln Jesu, die Adern auf seinem Arm, der Wurf der Falten in Marias Gewand. Der strahlend weiße Marmor tut ein Übriges dazu. Denken wir aber auch an

Musik. Egal, ob Mozart oder die Rolling Stones: Überall zeigt sich geniale menschliche Schaffenskraft.

Schließlich die **Ewigkeit**. Zu Ostern macht Gott uns Menschen ihm in noch einem Punkt gleich. Jesus überwindet den Tod und verheißt uns allen die Auferstehung. Damit ist auch uns das ewige Leben verheißen. Wie Gott. Bei Gott.

Und doch: Der **Mensch bleibt Mensch**, wie Herbert Grönemeyer – auch so ein genialer Schöpfer – singt. Denn der Mensch ist nicht Gott. Er missbraucht immer wieder Verstand und Kreativität, um Waffen zu erfinden und um höchst fantasievoll andere Menschen zu unterjochen. Er wählt das Böse und liebt den äußeren Schein. Wie Gott zu sein, ist eben nicht nur biblische Verheißung. Es ist vor allem Versuchung. ●



Berühren sie sich oder berühren sie sich nicht? Der Mensch mag Gott ähnlich sein – gottgleich ist er nur in seinem Wunschenken.

Die Kunst des Loslassens

„Einen Menschen lieben, heißt ihm sagen, du wirst nicht sterben“, sagt der französische Philosoph Gabriel Marcel (1889–



1973). Ein hoffnungsvoller Gedanke, der auf einer Karte seit über 50 Jahren neben meinem Schreibtisch hängt. Wenige Worte, die mich zum Zentrum meines Glaubens führen: Tod und Auferstehung als Verwandlungskraft zu feiern. All-täglich sterben wir in all den durch-kreuzten Plänen und in unserem Mitgefühl mit Menschen in Not viele kleine Tode.

Wer liebend unterwegs ist, dem bleiben Erschütterungen nicht erspart, wie uns die Erfahrungen von Maria aus Magdala so lebensnah zeigen. Im Sterben eines lieben Menschen wird uns so vieles weggenommen und wir sind herausgefordert, das Leben ganz neu zu buchstabieren.

Mitten in dieser Verlorenheit werden uns im Osterevangelium wesentliche Auferstehungsmomente gezeigt: beim Namen genannt zu werden und in der Zumutung, nichts festzuhalten. Aber wir brauchen doch Halt und Sicherheit?! Immer wieder neu, indem wir unsere Tränen fließen lassen und indem wir uns unerwartet im Schmerz gesehen und gehört fühlen: „Jesus sagt zu ihr: Maria ... halte mich nicht fest.“

Österlich leben, bedeutet für mich, ein Leben lang die Kunst des Loslassens einzuüben, die viel mit einem Einlassen auf die ungewohnte Leere zu tun hat. Österlich leben, heißt für mich, täglich mitten in meinen Ängsten eine Verwandlungskraft zu erahnen, die vom Dunkel zum Licht, vom Schmerz zur Heilung, vom Tod zum ewigen Leben führt.

// PIERRE STUTZ, AUTOR, VORTRAGSREDNER UND SPIRITUELLER LEHRER



LESUNGEN UND KIRCHENJAHR

Der Esel

Dass Jesus auf einem Esel in Jerusalem einritt, verwundert auf den ersten Blick. Denn an keiner anderen Stelle in den Evangelien wird erzählt, dass er anders als zu Fuß unterwegs war. Dabei war der Esel schon damals als Reit- und Tragetier beliebt – man denke nur an die Darstellungen der schwangeren Maria, die auf einem Esel nach Betlehem unterwegs gewesen sein soll.

Auf den zweiten Blick muss man aber sagen: Wenn der Messias, der Gesalbte Gottes, auf den das jüdische Volk seit Jahrhunderten gewartet hatte, nach Jerusalem kam, konnte es keine bessere Inszenierung geben. Denn sie nimmt direkt Bezug auf die alttestamentliche Prophetie: „Juble laut, Tochter Zion! Jauchze, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir. Gerech-



Foto: imago/imagebroker

Als Reittier ist der Esel im Nahen Osten immer noch beliebt. Dieser hier soll Touristen durch die Felsenstadt Petra in Jordanien tragen.

er und Rettung wurde ihm zuteil, demütig ist er und reitet auf einem Esel, ja, auf einem Esel, dem Jungen einer Eselin“, so heißt es beim Propheten Sacharja (9,9).

Die Leute verstanden unmittelbar, was gemeint war. So wie wir unmittelbar verstehen, was gemeint ist, wenn ein Hollywood-Sternchen in einer Stretch-Limousine am Roten Teppich vorfährt. Die Menschen verstanden den messianischen Anspruch Jesu und riefen: „Hosanna, Herr, hilf doch!“ Sie

verstanden aber auch, dass da kein Herrscher auf dem hohen Ross kommt, kein Feldherr auf einem Streitpferd wie die römischen Besatzer. Dieser König kommt auf einem Esel, dem Tier der kleinen Leute, mit dem kein Staat zu machen ist.

Verstanden haben das alles aber auch die Gegner Jesu, die Mächtigen in Staat und Religion der damaligen Zeit. Weshalb die Inszenierung ein großes Risiko war. Eines mit den bekannten Folgen.

Den Bart ausreißen

Die Lesung am Palmsonntag aus dem Buch Jesaja erzählt von dem Gerechten Gottes, der leiden muss und sich dagegen nicht wehrt. Als eine der Qualen wird ihm der Bart ausgerissen – und das bedeutet mehr als einfach nur einen enormen Schmerz.

Der Bart war einem israelitischen Mann heilig. Er wurde sorgsam gepflegt, und nur als Zeichen der Trauer rasierte man ihn sich selbst ab. Wer an Aussatz litt, musste ihn verhüllen.

Den Bart unfreiwillig zu verlieren, galt als größtmögliche Schande. So schnitten einmal die Ammoniter einer Gesandtschaft von König David die Bärte ab (2 Samuel 10,4–5). Daraufhin wies David die Männer an, erst zurückzukehren, wenn der Bart wieder gewachsen war, „weil sie so schwer geschändet waren“.

Dass jemandem der Bart ausgerissen wird, etwa als Strafe, taucht hingegen nur bei Jesaja in der Lesung über das Schicksal des Gottesknechts auf. Auch bei Jesus geschah es nicht.

Der Wettlauf zum Grab

Es mutet etwas sonderbar an, wenn das Johannesevangelium von einem Wettrennen zum Grab erzählt, das Petrus und „der Jünger, den Jesus liebte“ sich liefern. Was soll das?

Für den Verfasser des Evangeliums vertreten die beiden Männer unterschiedliche Gruppen in der jungen Kirche. Petrus steht für anerkannte Autorität. Der Lieblingsjünger, der keinen Namen hat, aber traditionell mit Johannes verbunden wird, hat keine besondere Position, aber den besseren Zugang zu Jesus: Beim Abendmahl liegt er an seiner Seite, am leeren Grab versteht und glaubt er schneller als Petrus, und auch bei einer späteren Begegnung mit dem Auferstandenen erkennt er ihn zuerst.

Exegeten meinen, dass der Wettlauf eine Art Gleichnis ist für den Streit zwischen verschiedenen Richtungen in der jungen Kirche: Autorität oder Charisma. Dass der Schnellere auf Petrus wartet und ihm den Vortritt lässt, zeigt die Bereitschaft zur Verständigung.

ANFRAGE

War Jesus frei?

Es heißt, Jesus ist in allem uns gleich, außer der Sünde. Konnte er sich aber unter dieser Voraussetzung überhaupt frei für das Kreuz entscheiden? Setzt Freiheit nicht die Freiheit zu sündigen voraus?

// K. Philipowski, Potsdam

Ich möchte Ihre Frage aufteilen:

1. War Jesus frei zu sündigen?
2. Entschied sich Jesus frei für das Kreuz?

Was die Freiheit zur Sünde betrifft, steht im Hebräerbrief Folgendes: „Wir haben ja nicht einen Hohepriester, der nicht mitfühlen könnte mit unseren Schwächen, sondern einen, der in allem wie wir versucht worden ist, aber nicht gesündigt hat“ (4,15). Wenn das stimmt, hätte Jesus sehr wohl die Freiheit gehabt, zu sündigen, denn er war „wahrer Mensch“, wie es im Großen Glaubensbekenntnis heißt. Er hat es aber nicht getan. Er blieb in seinem irdischen Leben ohne Sünde, weil er sich dafür entschied. Manchmal mag das sogar schwierig gewesen sein, wie die Geschichte von der Versuchung in der Wüste andeutet. Aber es gelang bis ans Kreuz.

Hat er sich frei für das Kreuz entschieden? Jesus hat auf jeden Fall mit sich gerungen; er ging nicht gern

in den Tod. Er hatte Todesangst, wie die Ölberg-Szene erzählt. Er bat Gott eindringlich, dieses Schicksal abzuwenden. Aber er wusste sich auch in diesem Schicksal von Gott getragen: „Nicht mein Wille, sondern der deine geschehe.“ Jesus blieb. Er floh nicht, als es brenzlich wurde. Er widerrief seine Lehren nicht und schleimte sich nicht bei Pilatus ein – für all das hätte es Chancen gegeben. Er blieb sich und seiner Botschaft treu, er blieb Gott treu. Aus freiem Willen.

Dass das zu unterscheiden ist von seinem persönlichen Wunsch, erzählt „Die letzte Versuchung Christi“ von Nikos Kazantzakis sehr plastisch. In dem Roman hängt Jesus am Kreuz und halluziniert von einem guten Leben mit Frau und Kindern. Wunderschön malt er sich das aus – bis er aus dem Tagtraum erwacht. Am Kreuz, voller Schmerzen. Dann heißt es: „Eine wilde Freude packte ihn. Nein, er war kein feiger Wicht, kein Verräter. Ehrlich hatte er bis zum Ende ausgehalten. Es ist vollbracht!“

Ja, Jesus hätte fliehen können. Aber er glaubte daran, dass das Kreuz der Weg ist, den Gott für ihn bestimmt hat. Sich Gott zu verweigern, wäre Sünde. Jesus entschied sich frei dagegen.

// SUSANNE HAVERKAMP



Foto: wikimedia

Liebe Leserin, lieber Leser, haben Sie Fragen zu Liturgie und Brauchtum, zu Kirchenrecht und Glaubenslehre? **Schreiben Sie an:** Verlagsgruppe Bistumspresse, Anfrage, Postfach 26 67, 49016 Osnabrück. Oder: redaktion@bistumspresse.de

BIBELRÄTSEL

Ich bin es, auf den ihr wartet

Der Einzug Jesu in Jerusalem ist eine Provokation. Auf einem Esel reitet er durch das Stadttor (Seite 45) – eine Geste, die dem Messias vorbehalten ist. Jesus sagt damit: Ich bin es, auf den ihr wartet. Die Leute freuen sich, manche haben vielleicht von seinen guten Taten gehört. Aber die Schriftgelehrten sind empört, dass Jesus sich anmaßt, der Gesandte Gottes zu sein. Und sie müssen noch mehr ertragen. Denn wohin geht Jesus nach seinem Einzug in die Stadt und was tut er dort? Die Antwort findet sich wie immer nicht in der Textstelle des Sonntags, sondern in ihrem Umfeld.

Wenn Sie es wissen, senden Sie die Lösung bitte bis zum **2. April** an: Zentralredaktion, Bibelrätsel, Postfach 2667, 49016 Osnabrück
Oder: gewinnspiel@bistumspresse.de



Diese Woche dreimal zu gewinnen: **Hildegards Schatzkiste. Kräuterwissen, Rezepte und Heilsames für die Seele.** Herder Verlag

Lösung vom 15. März: Samuel trauerte um Saul (1 Samuel 16,1)

Gewonnen haben:
Peter Ehrhardt, Ginsheim-Gustavsburg;
Maria Hoffmann, Drolshagen; Winfried Jänsch, Otterfing; Margret Nichting, Bremen; Matthias Stief, Görlitz



„Wo ist Jesus jetzt?“

Zu **Weihnachten** gibt es für Familien viele Angebote: Andachten, **Krippenfeiern**, besondere Gottesdienste. Dass es zu Ostern wenig Vergleichbares gibt, fand eine Gemeinde in Baden-Württemberg nicht gut. Und erfand kurzerhand eine **Osternacht für Kinder**.

Von Kerstin Ostendorf

„Ich bin mir sicher, dass die Feier auch in diesem Jahr wieder gut besucht sein wird“, sagt Sven van Meegen, leitender Pfarrer der Seelsorgeeinheit Ellwangen. Seit der Corona-Zeit gibt es sie. Damals entwickelte er mit einem Team aus pastoralen Mitarbeitern, Eltern und Jugendlichen das Konzept einer Osternacht für Kinder, damit auch Familien etwas haben, das das Fest kindgerecht und zugleich eindrucksvoll erklärt.

Entscheidend für die Feier ist: Die Familien sitzen nicht einfach in den Kirchenbänken, lauschen den Texten und singen die Lieder. „Sie sind ein Teil des Gottesdienstes. Wir machen uns gemeinsam auf den Weg“, sagt van Meegen. Sie beginnt – wie die Liturgie für Erwachsene – draußen am Osterfeuer. „Allerdings nicht am späten Abend oder am frühen Morgen, sondern am Karsamstag um 17 Uhr.“ Am Feuer segnet van Meegen die Kinder-Osterkerze, die das ganze Jahr lang in den Kindergottesdiensten brennen wird. Und er erklärt den Kindern, warum sie ein Feuer entzünden: „Ostern

hat wahnsinnig viel mit Licht zu tun: vom Dunkel ins Helle, von der Trauer zum Glück, vom Tod ins Leben.“

Dann geht es in die Kirche, auf die Orgelempore. Dort steht ein Kreuz, an dem ein weißes Leinentuch hängt. „Unser Golgota“, sagt van Meegen. „Aber Jesus ist nicht mehr hier. Nur noch sein Tuch oder seine Fesseln, die zerschnitten am Boden liegen.“ Er erzählt den Kindern von den Frauen, die zum Grab Jesu kamen, und vom Engel, der ihnen sagte, sie sollten den Lebenden nicht bei den Toten suchen: „Dann spreche ich mit den Kindern: Jesus ist nicht mehr da. Ja, wo ist er jetzt?“

Van Meegen erzählt, einige würden dann sagen, dass Jesus lebt. Oder dass er im Himmel sei, so wie die Oma, die gestorben ist. „Wenn ich dann frage, ob der Himmel nicht auch ein bisschen auf der Erde ist, sagen die Kinder: Klar, Jesus ist an unserer Seite.“ Dieses Gespräch sei enorm wichtig. „Kinder haben so gute Ideen, so feine Antennen für das Unsichtbare, für Gefühle – für all das, was uns als Erwachsenen verloren geht.“





Fotos: privat; iStockphoto/Svitlana Martyn; iStockphoto/Olga Bereslavskaya

Die Osternacht ist nicht nur für Kinder, sie wird auch von Kindern mitgestaltet.

» Kinder haben so gute Ideen, so feine Antennen für das Unsichtbare. «

SVEN VAN MEEGEN

Oft kommen 50 bis 60 Kinder mit ihren Eltern oder Großeltern zu der Osterfeier. Wenn alle die Orgelempore verlassen sollen, um sich am Taufstein wiederzutreffen, lässt der Pfarrer sie selbst entscheiden, wie sie gehen wollen: „Es gibt ganz unterschiedliche Wege. Die Familien können den Mittelgang durch die Kirche nehmen oder an den Außenseiten entlanggehen.“ Schließlich haben auch die Jünger nach Jesu Tod unterschiedliche Wege gewählt: Die einen liefen weg, andere versteckten sich, wieder andere gingen nach Emmaus.

Die Osterkörbe sind der Renner

Der Wechsel der Orte sorgt auch dafür, dass die Kinder konzentriert blieben. „Kein Kind in dem Alter schafft es, eine Stunde stillzusitzen und alles aufzunehmen“, sagt van Meegen. Er beobachtet, dass die Kinder an den Stationen aufmerksamer sind – und die Zeit zwischen den Stationen nutzen, um untereinander oder mit ihren Eltern über das Gehörte zu sprechen: „Sie fragen dann zum Beispiel ihre Eltern: Sehe ich die Oma auch mal wieder?“

Nach der Tauberneuerung am Taufstein versammeln sich alle um den Altar. Van Meegen liest das Osterevangelium. Ihm ist wichtig, dass er die biblischen Texte nutzt. „Umgeschriebene Geschichten? Nein, das geht gar nicht“, sagt er. „Da würden die Erwachsenen nichts mitnehmen. Wir können den Kindern ruhig etwas zutrauen.“ An den einzelnen Stationen sei es nur wichtig, dass es nicht zu lange dauert: „Da lese ich nicht die komplette Geschichte vor, sondern erzähle, was damals passiert ist. Wie sich zum Beispiel die Emmaus-Jünger fühlten, als sie sich auf den Weg machten.“

Am Ende des Gottesdienstes segnet der Pfarrer die Osterkörbe und Osterkerzen, die die Kinder zuvor zu Hause gebastelt haben. „Das ist der Renner bei uns“, erzählt er. „Da stehen 50 Kerzen rund um den Altar und die Körbchen mit Hefezöpfen, bunten Eiern, Osterhasen.“

Er möchte andere Gemeinden ermutigen, ebenfalls eine Osternacht für Kinder und Familien anzubieten – als Zusatzangebot, nicht um die großen Kar- und Osterliturgien wegzulassen oder zu ersetzen. „Ich merke immer, die Leute in meiner Gemeinde, die wollen etwas tun, die wollen sich einbringen. Ich sage ihnen: Sagen Sie mir Ihre Spinnereien und dann schauen wir, was wir daraus machen“, sagt van Meegen. Das Projekt in Ellwangen wächst weiter: Mal hat ein Landwirt bunte Eier gespendet, mal hat ein Bäcker Osterlämmer für die Kinder gebacken. „So wandelt sich die Osternacht immer wieder und verändert sich. Und das ist wichtig“, sagt der Pfarrer. „Es darf nicht immer dasselbe sein. Dann geht's kaputt. Wir müssen den Wandel zulassen.“



DAS IST MIR HEILIG



Foto: privat

Der Engel vom Geburtstag

Als ich vor 25 Jahren meinen 40. Geburtstag gefeiert habe, wurde ich nach meinem Geburtstagswunsch gefragt. Ich habe damals um eine Geldspende gebeten, um mir einen Schutzengel kaufen zu können. Nachdem eine stattliche Summe gespendet wurde, habe ich mir von einem Schnitzer im Grödnertal einen Engel anfertigen lassen. Dieser zierte nun seit dieser Zeit die Ecke unserer Eckbank im Esszimmer und ich bin mir sicher, er beschützt unsere Familie und alle unsere Gäste, die mit uns am Tisch sitzen.

// CHRISTEL FIEDERLING,
WALDBRUNN BEI WÜRZBURG

**WAS IST
IHNEN
HEILIG?**

Was ist Ihnen heilig?

Schreiben Sie uns!

Verlagsgruppe Bistumspresse,
Heilig, Postfach 26 67,
49016 Osnabrück oder per E-Mail:
heilig@bistumspresse.de



1. Preis

dom medien
Diözesanpilgerstelle

Reisegutschein

im Wert von 750,- Euro

einlösbar bei www.leser-und-pilgerreisen.de

2. Preis

travelite
Alu-Trolley
Next 2.0
55 cm, silber



3. Preis

evasolo

mobile LED-Leuchte
„Radiant“ 25 cm
pearl beige



4.-50. Preis

Bücher



Beleuchtung z. Oster-gottesd.	ost-afrika-nische Sprache	Kehre im Kunst-fliegen	Cho-rusker-fürst	Finan-zierungs-form (engl.)	Aschen-gefaß	auf-wärts, nach oben	große Freude	See-hund (engl.)	fair, dem Gesetz ent-spre-chend	nord. Hirsch-art	Sitz des Denk-ver-mögens	nicht schlecht	Haupt-stadt von Domi-nica
8							Freuden-ver-bren. a. Oster-abend					5	
Oster-glocke			deut-scher Optiker † (Carl)	Wind-röschen	4			Legiti-mation, Befugnis			12		tropi-sche Echse
9						Funk-tions-leiste (EDV)	an-beißen, knab-bern	25			größter Saturn-mond		chem. Zeichen für Arsen
			im Raum befind-lich	Manne-quin				10	Brust-knochen	Trans-port-gestell			
vor-muten, voraus-sehen	„Gold-land“ im A.T.	Fremd-wortteil: zwischen	22			Wind-fächer	Schalter-stellung (engl.)	dt. Poli-tiker (Boris)	6			Schiffs-tage-reise	
Kenn-wort				ehem. brit. Premier-minister	23	Frage nach dem Werk-zeug				Truppen-verband	straußen-ähnlicher Lauf-vogel	24	
16			zögern-der Mensch, Zauderer	Meeres-bucht				steile, enge Holz-treppe	äußere Begren-zung	14			span. Insel-gruppe (Kzw.)
Verband-materi-al	hinwei-sendes Fürwort	das Unsterb-liche	18			deut-sches Bundes-land	Spitzel				Stadt an der Aller	Reit-figur	20
nied-ri-ges Liege-sofa				amerika-nischer Bauern-hof	Jagd-er-gelb-nis		2		Sitz-streik (2 Worte, amerik.)	rotes Stier-kämpfer-tuch			
		Besitz, Eigen-tum	ab-schlie-ßend	3			Haupt-stadt in Ost-europa	Beschäf-tigung der Kinder				7	
persön-liches Fürwort (3. Fall)	ehem. ungar. Reiter-soldat	13			Wind-schatten-seite	unent-schieden beim Schach					Ab-schieds-gruß, Lebewohl	Abk.: sine anno	
lästige Werbung per E-Mail			deutsche Vorsilbe	nicht verhei-ratet			11	englisch: wir	Teil der Kirche				19
Fest der Aufer-standung Christi	Staats-diener	15				Schrau-ben-spirale	28					1	franzö-sisches Adels-prädikat
17				rot-gelber Farb-stoff				Autor von „Jim Knopf“ †	21		Frage-wort (4. Fall)	26	W-25

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----

Lösungssatz bis zum 10. April 2026 einsenden an: Verlagsgruppe Bistumspresses | Stichwort: Osterpreisrätsel
Postfach 26 67 | 49016 Osnabrück oder per E-Mail an: preisraetsel@bistumspresses.de



Ermordet direkt vor unserer Haustür

Auschwitz, Dachau, Buchenwald – diese Namen stehen für den **Nazi-Terror**. Eine **Ausstellung** im emsländischen Esterwegen zeigt aber, dass jüdische Menschen **nicht nur in der Ferne getötet** wurden.

Den Kopf erhoben, die Hände in die Hüfte gestützt, der Blick nach vorn: So schaut Olga Benario auf einer Illustration die Gäste in der Gedenkstätte für das ehemalige Konzentrationslager in Esterwegen an. Eine Frau, die sich gewehrt hat – die kein Opfer sein wollte und es doch wurde. Weil sie in einer jüdischen Familie aufgewachsen ist, weil sie widerständig blieb. Im April 1942 haben die Nazis sie in Bernburg ermordet.

Olga Benario ist eine der zwölf Frauen und Männer, über deren Leben und Schicksal die Sonderausstellung „Als Jüd:innen markiert und verfolgt“ in Esterwegen erzählt. Alle sind in die erbarmungslose Verfolgungsmaschinerie der Nazis geraten. Viele sind ermordet worden, einige haben überlebt und später darin einen Auftrag gesehen, von ihren Erlebnissen zu erzählen. Damit nichts vergessen wird.

Das ist nur eine der Intentionen der Wanderausstellung, die in der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt entstanden ist und die nun zum ersten Mal in Niedersachsen zu sehen ist. Auch wenn die Texte und Fotos die NS-Verbrechen eher außerhalb dieses Bundeslandes thematisieren, so stehen sie nach Ansicht des Esterweger Gedenkstättenleiters Sebastian Weitkamp exemplarisch für das „menschenverachtende Netz“ an Lagern und Tötungsanstalten, das die Nationalsozialisten gespannt hatten. Eben nicht nur im entfernten Osten, sondern in Dörfern und

Städten „direkt vor unserer Haustür“, unter den Augen der Bevölkerung. „Das war so in Sachsen-Anhalt, das war so im Emsland“, sagt er und verweist auf die 15 Lager in der Region. Zwei der in der Ausstellung genannten Opfer waren für einige Zeit auch im Emsland inhaftiert. Zugleich berichten die Info-Tafeln davon, in welcher Form heute Gedenken stattfindet.

Ein weiteres Ziel ist laut Melanie Engler, die als Leiterin der Gedenkstätte Lichtenburg die Ausstellung mitkonzipiert hat, die Vielfalt jüdischer Identitäten aufzuzeigen. „Wir machen in unserer pädagogischen Arbeit häufig die Erfahrung, dass von den Nationalsozialisten als ‚jüdisch markiert‘ worden zu sein, sehr abstrakt ist. Viele Menschen haben keine Vorstellung davon, was das damals bedeutet hat.“ Die Gesichter auf den Stellwänden erzählen solche Geschichten: von einem Rabbiner, einem Journalisten, einer Verkäuferin.

Auch heute wird markiert und abgestempelt

Und von einer Mutter wie Irma Eckler. Aufgewachsen war sie mit ihren Schwestern in einem jüdischen Elternhaus in Hamburg, später aber evangelisch getauft worden. Für die Nazis galt sie trotzdem als Jüdin und durfte ihren nichtjüdischen Verlobten nicht heiraten. Trotz dieser „Markierung“ blieben beide zusammen, bekamen zwei Kinder, wurden dann inhaftiert – und beide überlebten den Nazi-Terror nicht. In der Haft fragt Irma Eckler immer wieder nach Fotos der Töchter, aber nie wird das erlaubt. Die Grafik von ihr, ein Baby auf dem Arm, rührt daher besonders an.

Markierung ist ein Stichwort, das auf unsere Wahrnehmung in der Gegenwart abzielt. Denn laut Engler markieren, marginalisieren und stempeln wir immer noch



Die Ausstellung in Esterwegen erzählt unter anderem aus dem Leben von Olga Benario.

Menschen wegen ihres Aussehens, ihrer Herkunft, ihrer Religion und ihrer Orientierung ab. „Man setzt sich nicht mit der eigenen Position innerhalb der Gesellschaft auseinander, weil man das nicht muss – weil man einfach Teil dieser konstruierten Normalität ist.“ Die Ausstellung will das bewusst machen und mahnen, achtsamer zu werden – und damit Verantwortung zu übernehmen für das, „was unter unseren Augen geschieht“. Das Zitat eines Holocaust-Überlebenden bringt es auf den Punkt. „Es kann alles wieder passieren, denn gewöhnliche Menschen können, wenn sie sich von einem bösen Genie leiten lassen, zu den schlimmsten Verbrechen fähig sein, die man sich vorstellen kann“, sagt Richard Sonnenfeldt.

// PETRA DIEK-MÜNCHOW

ZUR SACHE

Die Ausstellung „Als Jüd:innen markiert und verfolgt“ ist bis 10. Mai in der Gedenkstätte Esterwegen zu sehen. Der Eintritt ist frei. Internet: www.gedenkstaette-esterwegen.de. Die Sonderausstellung kann kostenfrei bei der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt ausgeliehen werden. E-Mail: info-lichtenburg@erinnern.org

Der letzte Lebensort

Unfallkreuze erinnern an Menschen, die im Verkehr tödlich verunglückt sind. Sie sind zu einem Teil der **Trauerkultur** geworden. Kulturanthropologin **Christine Aka** hat mit Hinterbliebenen gesprochen und herausgefunden, warum diese Plätze **so wichtig** sind.

Von Barbara Dreiling



Nachts im Vorbeifahren kann man manchmal kleine Lichtpunkte an Straßen sehen. Es sind Grabkerzen. Tagsüber entdeckt man auch Blumensträuße und Fotos in Klarsichthüllen, angepinnt an ein Holzkreuz. Manche Kreuze stehen seit Jahren dort. Längst verwittert, markieren sie die Stelle, an der bei einem Unfall ein oder mehrere Menschen gestorben sind. Sie stehen vor oder hinter Kurven, da, wo der Straßenverlauf besonders gefährlich ist; sie stehen am Fuß des Baumstamms oder vor der Böschung, in die das Auto gekracht ist.

Wer anhält und aussteigt, bringt frische Blumen, hält einen Moment inne im Gedenken an die Toten – oder schaut sich die Orte genauer an, so wie es Christine Aka (63) viele Jahre lang gemacht hat. Mit Warnweste, Fotoapparat und Diktiergerät begann die Kulturanthropologin der Universität Vechta 2002, Unfallkreuze an Straßen aufzusuchen und als Orte der Trauer zu erforschen.

„Obwohl die Zahl der Unfalldoten zurückgegangen ist, ist die Anzahl der Kreuze gestiegen“, sagt Aka. Eine Tatsache, die vor allem Straßenbaubehörden beschäftigt. Schließlich ist der Ort, an dem sie stehen, öffentlicher Raum, und auch die Kreuze selbst können zum Sicherheitsrisiko werden, wenn sie zu nah an der Straße stehen. Früher hätten die Behörden sie relativ häufig entfernt, sagt Aka: „Heute lassen sie sie stehen, wenn sie gepflegt sind. Oft wird sogar drumherum gemäht.“ Man habe erkannt, dass diese Orte für viele Menschen wichtig sind.

Was bedeuten die Zeichen am Weg? Sind es Orte der Trauer oder der Erinnerung oder gar religiöse Orte? Wer stellt sie auf und warum? Um das herauszufinden, suchte Aka mit Zeitungsannoncen Hinterbliebene von Unfalldoten, die bereit waren, etwas über die Kreuze zu

erzählen. Viele Angehörige, Bekannte, Freundinnen und Freunde der Getöteten meldeten sich bei ihr. Sie und ihre studentische Hilfskraft hätten „oft sehr lange und traurige Gespräche“ geführt, sagt Aka. Manchmal fühlte sich die Wissenschaftlerin wie eine Trauertherapeutin: „Die Leute erzählen erst mal sehr ausführlich, was eigentlich passiert ist und wie unfassbar das ist.“

Eine Frau findet die Brille ihrer Tochter

Das Unfassbare scheint am Straßenrand begreifbar zu werden, weil man es dort sehen und fühlen kann. „Manche haben den Tod so lange nicht realisiert, bis sie zu der Unfallstelle gefahren sind, zu diesem verletzten Ort“, erzählt Aka. Dort, wo der Baum kaputt ist, wo man Brems- und Brandspuren sieht, hätten sie gesehen, dass es wirklich passiert ist. „Eine Frau hat mir erzählt, dass sie dort die Brille ihrer Tochter gefunden hat.“

Der Unfallort werde zu einem Symbol für den Tod. Auf dem Friedhof sei zwar der Körper bestattet, aber der Straßenrand sei für viele „der letzte Lebensort des Menschen“, erzählt Aka. „Hier sind die letzten Gedanken gedacht worden, hier tat der Mensch seinen letzten Atemzug.“ Wer zu der Unfallstelle komme, spüre die letzte Realität, das letzte bisschen Anwesenheit des Verunglückten, so als ob man sie festhalten könne.

Es sind oft die Freundinnen und Freunde, die das Kreuz aufstellen. Die Angehörigen seien „viel zu sehr geschockt und viel zu sehr mit sich beschäftigt“, sagt Aka. An den Dingen rund um das Kreuz erkannte sie, wer dort trauert. „Es gibt häufig Fotos von den Gestorbenen, die dort angepinnt werden. Man sieht, wie die

ANNO DOMINI

Vom Sklaven zum Heiligen

Der Ordensmann Benedetto Manasseri wird auch als „il santo moro“ (der heilige Mohr) bezeichnet. Verehrt wird er als der Schutzpatron der sizilianischen Stadt Palermo und in den USA und Lateinamerika als Schutzpatron der Afro-Amerikaner.

Geboren wird er am 31. März 1526 in San Fratello in Süditalien; seine Eltern Cristoforo und Diana sind nach Sizilien verschleppte Sklaven aus Äthiopien, die den christlichen Glauben annehmen

und sich taufen lassen. Zunächst arbeitet er als Bergbauer und Viehhirte. Einheimische verspotten und beschimpfen ihn als „dreckigen Mohr“. Mit 18 Jahren wird er freigelassen.

Mit 21 schließt sich Benedetto Manasseri in der Nähe seines Heimatdorfes einer Einsiedlergemeinschaft an, die ihn dazu einlädt. Die Männer leben auf dem Monte Pellegrino nach der Regel des heiligen Franziskus. Als Papst Pius IV. 1564 alle unabhängigen Einsiedeleien auflöst, zieht er ins Franziskanerkloster Santa Maria di Gesù in Palermo.

Zunächst arbeitet er in der Klosterküche, dann weist man ihm das Amt des Novizenmeisters zu. Weil er keine Schulbildung erhalten hat, kann er nicht lesen und schreiben, und Ordenspriester ist er auch nicht. Dennoch wählt die Gemeinschaft Benedetto gegen seinen Willen zum Oberen, Guardian genannt.

Im Kloster führt er eine strengere Regel ein und wird zu

einem viel gefragten Ratgeber. Ihm wird auch die Gabe der Heilung nachgesagt. Am Ende seines Lebens gibt Bene-

detto sein Amt auf und kehrt in die Klosterküche zurück, wo ihm viel Zeit für die Meditation und das Gebet bleibt. Im Alter von 63 Jahren stirbt er am 4. April 1589 in Palermo. Viele Menschen geben ihm das letzte Geleit. Im Jahr 1743 wird Benedikt „der Mohr“, wie er wegen seiner Hautfarbe genannt wird, von Papst Benedikt XIV. selig- und 1807 von Papst Pius VII. heiliggesprochen. Sein Gedenktag ist sein Todestag, der 4. April.

Bestattet wird Benedetto Manasseri in der Klosterkirche Santa Maria di Gesù in Palermo. Der spanische König Philipp III., der zu dieser Zeit Sizilien regiert, lässt ihm ein prachtvolles Grab in dem Gotteshaus errichten. Im Sommer 2023 brennt die Kirche jedoch völlig aus, und auch das angrenzende Klostergebäude der Franziskaner wird stark beschädigt. „Mit weinendem Herzen teilen wir mit, dass vom Leichnam des heiligen Benedikt des Mohren nur noch wenig übrig ist“, muss die Ordensgemeinschaft nach dem Brand der Öffentlichkeit sagen.

1526

VOR 500 JAHREN



Foto: Christine Aka

Leute ausgesehen haben, wie jung sie waren, welche Hobbys sie hatten.“ Freunde legen Kuscheltiere ab, manchmal sind schriftliche Grüße dabei. Aka fand Fanartikel von Fußballvereinen, Fotos von Partys und gemeinsamen Urlauben.

„Kurz nach dem Tod gibt es sehr viele Besuche an dem Kreuz“, sagt Aka. Freundeskreise trafen sich dort, rauchten und manche legten auch dem Verstorbenen Zigaretten hin, erzählt sie. Zum Geburtstag werden kleine Geschenke gebracht, zu Weihnachten Weihnachtsschmuck. „Im ersten Jahr wird das Kreuz mindestens vier- bis fünfmal umgestaltet. Irgendwann wird das weniger“, sagt sie. Wenn die Freunde das Kreuz nicht mehr pflegten, werde das manchmal von den Angehörigen übernommen.

Das Kreuz am Straßenrand sei zwar ein öffentlicher Raum, aber trotzdem für viele Menschen privat, sagt Aka: „Sie eignen sich die Unfallstelle an und machen einen kleinen persönlichen Raum daraus.“ Im Gegensatz zu einem Friedhof gebe es hier keine soziale Kontrolle: „Da kann man machen, was man will.“ Viele redeten dort sehr intensiv mit den Verstorbenen: „Man ist ungestört. Man kann laut schreien und weinen. Die Vorbeifahrenden bekommen das nicht mit.“

Obwohl es meist Kreuze sind, die die Unfallstellen markieren, verbinden die Hinterbliebenen damit nicht unbedingt den christlichen Glauben an das ewige Leben. Das Kreuz ist für sie ein Zeichen für den Tod und für Fragen, auf die sie keine Antwort finden. In den Briefen, die Aka unter den Kreuzen gefunden hat, steht dann „Warum?“ oder „Lass es dir gut gehen, wo immer du jetzt bist“.



Foto: wikimedia/Episcopello

Statue des heiligen Benedetto il Moro in Catania auf Sizilien

// CHRISTOF HAVERKAMP

Die Bibel kennt keinen Zeitdruck

Wie sich das Zeitempfinden in der **Moderne** verändert hat, erläutert der Kulturbeauftragte der Evangelischen Kirche. Warum die **Bibel keine Langeweile** kennt, Menschen damals ein anderes **Maß für Glück** hatten und was daran heute noch attraktiv ist.

Von Karen Miether

Herr Claussen, welche Vorstellungen hatten Menschen zu biblischen Zeiten von der Zeit, und wonach haben sie diese bemessen?

In biblischen Zeiten war eine religiöse Ordnung der Zeit von großer Bedeutung. Sie wurde geprägt durch die Sieben-Tage-Woche und durch den Rhythmus, den die Jahreszeiten und die religiösen Hauptfeste vorgegeben haben. Es gibt Theorien, wonach die Menschen in der biblischen Zeit eher zyklisch gedacht haben, also in Zeitkreisen. Im Gegensatz dazu hat die Moderne einen linearen Zeitbegriff geprägt, der mit einem Fortschrittsgedanken verknüpft ist. Das vormoderne Denken kennt die Vorstellung, dass das Voranschreiten von Zeit zugleich Fortschritt bedeutet, hingegen nicht. Eines jedoch verbindet das alte mit dem neuen Zeitdenken: Das apokalyptische Denken scheint wieder auf dem Vormarsch, also die Vorstellung, dass man auf ein Unheil zugeht, auf eine letzte Katastrophe.

HINTERGRUND

Immer am letzten Sonntag im März wird uns eine Stunde „gestohlen“, weil die Uhren von 2 auf 3 Uhr gestellt werden. Ab dann gilt die Sommerzeit. Ende Oktober gibt es die Stunde zurück. Jedes Jahr wird neu über den Sinn dieser Zeitumstellung diskutiert, weil sie nicht ohne Folgen auf die Gesundheit des Menschen ist. Und im Sommer kann mancher nicht gut schlafen, weil es abends so lange hell ist. (pe)

Klingt da vielleicht etwas Schicksalsergebenes an?

Schicksalsergebenheit würde ich nicht als Stichwort aufrufen. Aber es gibt ein gesteigertes Krisenbewusstsein. Viele Krisen verbinden sich und haben eine erstaunliche Dynamik. Das löst Gefühle von Wehr- und Hilflosigkeit aus. Es gibt die Erwartung, dass die Prozesse nicht einfach so weiterlaufen, sondern auf eine krisenhafte Entscheidung zulaufen, die am Ende von Gott aufgelöst wird. Dabei kommen zum Teil befremdliche Vorstellungen zum Ausdruck, etwa dass dann ein Gericht die Guten von den Bösen trennt. Für dieses Denken gibt es zwar biblische Vorbilder. Aber in einer derart massiven politischen Zuspitzung, wie wir das etwa in den USA nach der Ermordung von Charles Kirk gesehen haben, ist das schon problematisch.

Welche Rolle hat Gott im biblischen Zeitempfinden gespielt, zum Beispiel als Zeitenlenker?

Er hat eine ganz zentrale Rolle gespielt. In vormodernen, biblischen Zeiten ist man nicht nur unter Christen, sondern auch in angrenzenden religiösen Kulturen fest davon überzeugt gewesen, dass die menschliche Geschichte von Gott geführt wird. Gerade in der biblischen Tradition ist das Wirken Gottes in Heil und Unheil von großer Bedeutung. Dabei geht es um den



Glauben, dass der Gott Israels zugleich der eine Gott der ganzen Welt ist.

Berichtet die Bibel auch von Zeitdruck oder Langeweile?

Langeweile in unserem heutigen Sinne kannten die Menschen der Bibel nicht, weil sie auch die Ablenkung und die Schnelligkeit und Dynamik unseres Lebens nicht kannten. Ganz zentral für das biblische Glückdenken ist die Vorstellung von Beständigkeit. Wir verbinden ja häufig Glück und Zufriedenheit mit Wechsel, mit Veränderung. Wenn man in der Bibel nachschaut, findet man eher so ein Bild wie im ersten Psalm: Das Glück des Menschen besteht darin, zu sein wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der nicht vergeht und verweht, sondern Bestand hat. Es gibt in der Bibel eine ganz andere Wertschätzung von Dauer und Stabilität, von einem Verwurzeltein, und eben nicht ein „Jetzt kommt gleich das nächste große Ding“.



Foto: IMA GO/Daniel Scharinger

Hingucker: Menschen drängen sich vor dem Altstädter Rathaus in Prag, um die Uhr zu beobachten.

in Legislaturperioden und in der Wirtschaft von Quartalsbericht zu Quartalsbericht. Demgegenüber finde ich das Bild einer mittelalterlichen Kathedrale, die das Werk vieler Generationen ist, äußerst bewegend und inspirierend.

Ein modernes Projekt, das diesen Gedanken aufgreift, ist dann vielleicht das Orgelstück von John Cage in Halberstadt, das sich über einen Zeitraum von 639 Jahren erstrecken soll?

Wäre das etwas, was uns heute auch wieder guttäte?

Ja. Dieses Nachdenken darüber, dass langfristige Zufriedenheit mehr wert ist als kurzfristige Bedürfnisbefriedigung, dass einem das selbst mehr gibt, aber auch besser für die Umwelt und für andere Menschen ist, das ist ein bis heute wichtiges Erbe des biblischen Weisheitsdenkens.

Wer im Mittelalter anfang, eine Kirche zu bauen, wusste, dass er sie niemals fertig sehen würde. Könnte auch das ein Beispiel für ein solches Denken sein?

Die Vorstellung im Mittelalter war: Wir bauen jetzt nicht nur für uns selbst, sondern wir beginnen ein Werk für die Ewigkeit. Die erste Generation hat den Altarbereich gebaut, die nächste und übernächste dann vielleicht das Kirchenschiff und den Turm. Heute denken wir in der Politik gerade mal

Ja, ich habe die John-Cage-Kirche in Halberstadt letztes Jahr endlich mal angeschaut und war hingerissen. Anfangs dachte ich, das ist nur eine spinnerte Idee. Nein, das ist ein wunderbares Kirchenkunstwerk, das einen demütig werden und über den Tellerand der Aktualität hinausschauen lässt. ●



Foto: www.schoelzel.net

ZUR PERSON

JOHANN HINRICH CLAUSSEN der pomovierte Theologe ist Kulturbefauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD).

HEILIGE

Der vegane Mönch

DONNERSTAG, 2. APRIL

Franz von Paola kann als Erfinder der veganen Ernährung gelten. Der italienische Ordensmann praktizierte eine radikale Askese: Der Genuss von Fleisch und jeglichen Tierprodukten wie Eiern, Fett, Butter, Käse und Milch war untersagt. Dem Orden der minderen Brüder anzugehören, war Franz nicht genug. Er nannte seinen Kreis den Orden der mindesten Brüder: Ordo fratrum minimorum.



Foto: imago / Kena Images

SAMSTAG, 4. APRIL

Isidor, Abt und Erzbischof von Sevilla, war einer der bedeutendsten christlichen Wissenschaftler des frühen Mittelalters. In seinem Hauptwerk „Etymologiae“ versuchte Isidor, das gesamte weltliche und religiöse Wissen zu vereinen. Von ihm soll der Ausdruck „Messe“ als Bezeichnung der Eucharistiefeier kommen. Dahinter steht „Missio“, Sendung.

MITTWOCH, 8. APRIL

Julie Billiart zeigte schon als Kind große geistliche Reife. Mit 22 brach bei ihr eine Multiple Sklerose aus, die sie zwei Jahrzehnte bettlägerig machte. In dieser Zeit gründete sie die Kongregation der Schwestern Unserer Lieben Frau. Nach wunderbarer Genesung übernahm sie die Leitung und baute ein Netzwerk von Schulen, Ausbildungsstätten und Waisenhäusern auf.

RELIGIÖSE SENDUNGEN

Palmsontag, 29. März

- 9.03 **ZDF 37 Grad Leben.** Kirche ersteigert, Leben im Umbau (27 Min.)
 9.30 **ZDF Katholischer Gottesdienst** aus Berg im Drautal mit Kärntner Musik (45 Min.)
 10.00 **BR Palmsontag in Rom.** Live mit Papst Leo vom Petersplatz (120 Min.)

Montag, 30. März

- 7.00 **K-TV Katholischer Gottesdienst** (45 Min.; auch Di. und Mi.)
 8.00 **Bibel TV Katholischer Gottesdienst** (45 Min.; auch Di. und Mi.)
 21.50 **Bibel TV Das Leben ist nicht** schwarz-weiß (30 Min.)
 22.25 **3sat Heaven can wait.** Ein Seniorenchor rockt das Leben (103 Min.)

Dienstag, 31. März

- 22.15 **ZDF 37 Grad.** Koma: Ein Zustand zwischen Leben und Tod (30 Min.)

Mittwoch, 1. April

- 10.00 **EWTN Generalaudienz** mit Papst Leo aus Rom (75 Min.)
 10.30 **Bibel TV Alpha und Omega:** Wie Rassismus unser Denken beeinflusst (30 Min.)
 19.00 **BR Stationen.** Ein Baby durch Embryonenspende (30 Min.)

Gründonnerstag, 2. April

- 17.30 **K-TV Katholischer Gottesdienst** zur Feier des Letzten Abendmahls mit Papst Leo. Aus der Lateranbasilika in Rom (120 Min.)
 22.25 **3sat So geht Frieden.** Über Krisenregionen, in denen Konflikte bewältigt wurden (45 Min.)

Karfreitag, 3. April

- 9.55 **3sat Sir Simon Rattle** dirigiert die Matthäuspassion. Aufzeichnung (170 Min.)
 10.00 **ARD Evangelischer Gottesdienst** aus dem St. Petri-Dom zu Schleswig (60 Min.)
 11.55 **3sat Das Grabtuch von Turin.** Echt oder Fälschung? (90 Min.)
 15.00 **K-TV Karfreitagssliturgie** aus dem Passauer Dom (120 Min.)
 17.00 **K-TV Karfreitagssliturgie** mit Papst Leo aus Rom (150 Min.)
 19.15 **3sat Ostereier** – ein Brauch quer durch Europa (30 Min.)

- 21.10 **BR Karfreitag in Rom.** Papst Leo betet den Kreuzweg. Live vom Kolosseum (80 Min.)

Karsamstag, 4. April

- 18.45 **MDR Glaubwürdig.** Veronika Scheffel und das Passionsspiel (5 Min.)
 21.30 **BR Osternacht** aus dem Liebfrauenmünster in Ingolstadt (120 Min.)
 23.50 **ARD Das Wort zum Sonntag.** Mit Anke Prumbaum, Moers (5 Min.)

Ostersonntag, 5. April

- 7.45 **MDR Die Geheimnisse der Akten.** Der Vatikan öffnet seine Archive (45 Min.)
 9.30 **ZDF Evangelischer Gottesdienst** aus der Pauluskirche in Marburg (45 Min.)
 10.00 **ARD Ostern in Rom.** Gottesdienst und päpstlicher Segen „Urbi et orbi“ über Stadt und Erdkreis (135 Min.)
 10.00 **Bibel TV Ostergottesdienst** aus dem Würzburger Dom (110 Min.)
 17.35 **Arte Bachs Passionsoratorium.** Mit dem Ensemble Il Gardellino (60 Min.)
 23.30 **ZDF Leo XIV.** Ein Papst sucht seinen Kurs (45 Min.)

Ostermontag, 6. April

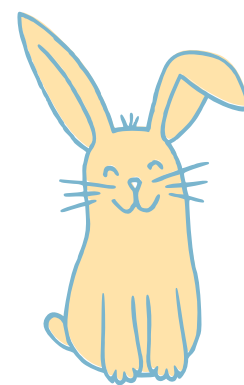
- 10.00 **ARD Evangelischer Gottesdienst** aus der Himmelfahrtskirche in München-Pasing (60 Min.)
 10.00 **Bibel TV Orchestermesse** aus dem Kölner Dom (110 Min.)

Dienstag, 7. April

- 7.00 **K-TV Katholischer Gottesdienst** (45 Min.; an allen Werktagen)
 8.00 **Bibel TV Katholischer Gottesdienst** (45 Min.; an allen Werktagen)
 22.15 **ZDF 37 Grad.** Im Licht der Stille. Wenn Blind Taub liebt (30 Min.)



Frohe
Ostern



Mittwoch, 8. April

- 10.00 **EWTN Generalaudienz** mit Papst Leo aus Rom (75 Min.)
 19.00 **BR Stationen.** Holy Days: Oliver Mommsen und das Rätsel Ostern (30 Min.)

Samstag, 11. April

- 12.10 **BR Glockenläuten** vom Kirchberg in Volkach (5 Min.)
 18.45 **MDR Glaubwürdig.** Michael Mütze und der Höhenrausch (5 Min.)
 23.45 **ARD Das Wort zum Sonntag** mit Pfarrer Wolfgang Beck, Hildesheim (5 Min.)

Eine Bekehrung

Les Misérables, die Elenden: Der berühmte Roman von **Victor Hugo** wurde mehrfach verfilmt, auch ein sehr erfolgreiches Musical basiert darauf. Jetzt kommt eine **neue Adaption** ins Kino – und die setzt einen **ganz eigenen Akzent**: Der Prolog wird zum Zentrum.

Egal, ob im Musical oder in Filmen – meist steht bei „Les Misérables“ die Liebe im Mittelpunkt: Corsette und ihr Marius. Und die soziale Frage: dass Corsette bis zur Prostitution ausgebeutet wird, dass ihre Mutter Fantine sich in der Fabrik zu Tode schuftet. Und die gierige Bourgeoisie, gegen die Valjean kämpft. All das wird in dem neuen Film allenfalls angedeutet. Stattdessen geht es um nur zwei, drei Tage im Leben des Romanhelden Jean Valjean.

16 Jahre saß Valjean (Grégory Gadebois) wegen Brotdiebstahls in Haft, jetzt wird er entlassen. Nach ein paar Tagen kommt er einigermaßen abgerissen in einem abgelegenen Bergort an. Beim Gastwirt beißt er auf Granit: Für Leute wie ihn gibt es kein Essen und keine Unterkunft. „Mir reicht der Stall.“ – „Da sind schon die Pferde.“ Die Weihnachtsgeschichte lässt grüßen.

Wes Geistes Kind der Gastwirt ist, zeigt sich im Umgang mit seiner jungen Bedienung. Als sie sich gegen einen zudringlichen Gast wehrt und dabei einen Bierkrug zerbricht, ohrfeigt er sie. Und befiehlt, sich in Zukunft den Gästen gegenüber „etwas gefälliger“ zu verhalten. Das sind Anlehnungen an die sonst übliche Thematik.

„Die Armen sind nicht glücklich!“

Valjean verschwindet hinaus in den strömenden Regen. Als er sich irgendwo zusammenkauert, bekommt er Hilfe von einer offensichtlich selbst armen Frau. „Hier sind 40 Sou“, sagt sie. „Mehr habe ich nicht.“ Es fällt nicht schwer, dabei an das biblische Gleichnis von der armen Witwe zu denken. Einen Tipp hat die Frau auch noch: Sie schickt den Elenden in ein bestimmtes Haus.

Als Valjean durchnässt, müde und hungrig anklopft, wird er eingelassen, erhält einen Platz am Tisch und ein Bett für die Nacht. „Was geht hier vor?“, fragt Valjean misstrauisch. „Wer sind Sie?“ – „Ein Priester“, antwortet der Mann am Tisch (Bernard Campan). Ein ungewöhnlicher allerdings. Einer mit einer tragischen Geschichte.

Was Valjean noch mehr erstaunt: Er darf auch seine Zweifel aussprechen. An der Gerechtigkeit Gottes zum Beispiel. Und an der Predigt der Kirchenmänner, die die Armen auf das Paradies vertrösten, damit sie ihr irdisches Elend ertragen. „Wer nichts hat, hat den lieben Gott? O nein! Wer nichts hat, hat nichts“, sagt er. Und was sei mit den Seligpreisungen? „Das ist doch Unsinn: Die Armen sind nicht glücklich!“

Für Valjean sind die Begegnung und die Gespräche mit Monseigneur Bienvenu lebensverändernd. Akzep-



Der Priester Bienvenu lässt Valjean bei sich schlafen.

tiert zu werden trotz seiner Vergangenheit, setzt in ihm neue Kräfte frei. Oder vielleicht mildert es auch nur die Bitternis, die sich in seinem unglücklichen, von Gewalt und Ungerechtigkeit gezeichneten Leben angesammelt hat. Eigene Gewalt inklusive. Sein Leitsatz „Ich bitte nicht um Vergebung. So wie ich nicht vergebe“ bekommt Risse. Umso mehr, als der Priester ihn deckt, als er ihn bestiehlt.

Der Film ist nicht mehr und nicht weniger als eine Veranschaulichung des Evangeliums. „Wenn dir einer das Hemd nehmen will, gib ihm auch den Mantel.“ – „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.“ – „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, habt ihr mir getan.“ Und er zeigt, was es bewirken kann, wenn jemand an einem anderen wirklich christlich handelt.

In Victor Hugos Roman ist die Begegnung der beiden Männer nur ein Prolog, aus dem alles andere folgt. In diesem Film werden umgekehrt die Folgen nur im Abspann erwähnt: dass der hasserfüllte Valjean sich bekehrt, Frieden findet und sich bemüht, das zu tun, was ihm aufgetragen ist – ein besserer Mensch zu werden. Ein Wunder geradezu. Gewirkt durch einen Menschen, der Jesus verstanden hat.

// SUSANNE HAVERKAMP

Les Misérables.
Regie: **Éric Besnard.**
99 Min. Kinostart:
2. April



Foto: Hannelore Heinen

GLAUBENSORT

Nachbars Garten

Es ist ja nicht zum Aushalten! Krieg in der Ukraine, Krieg im Iran, ein kindischer Präsident ohne Skrupel auf der einen Seite, ein skrupelloser Präsident, der sich als Zar aufführt, auf der anderen Seite, und noch viele andere machtbesessene Möchtegerngrößen. Das vermeintliche Recht der Stärkeren überstrahlt das Unrecht, das die Schwächeren erleiden – an so vielen Orten der Welt. Dazwischen heimische Debatten um Kürzungen, Schulden, Jobs, Migration und Künstliche Intelligenz. Wer soll sich da noch auskennen? Wie soll man da nicht den Glauben an die Zukunft verlieren?

Meine Tante schickte mir kürzlich dieses Foto, aufgenommen am Zaun von Nachbars Garten. Ein Bild der Harmonie. Ein Tagpfauenauge auf einer ersten Narzisse sitzend, farblich schön abgestimmt mit den rosa-violetten Blüten im Hintergrund. Der Frühling ist da, hat einfach so den Winter hinter sich gelassen. Den Glauben, dass irgendwann wieder bessere Zeiten kommen, den sollten wir uns nicht nehmen lassen, erst recht nicht an Ostern. Der Herr ist auferstanden, er ist immer an unserer Seite.

// MARCO HEINEN

Haben Sie auch einen Glaubensort? Schreiben Sie uns:
glaubensorte@bistumspresse.de